Staat. Bibliothek
Regensburg

der Kreisbibliothek Regensburg

Pac olay. 18

III
182.

Pacday 18

Von der Kreisbibliothek Regensburg

Paed. 18

Die

geöffnete Schule

für

das erste Jugend-Alter

Von der Kreisbibliothek Regensburg

Nach dem Zeitbedürfniß

herausgegeben

von

Johann Siegmund Klinger.

Hof 1800.

bey Gottfried Adolph Grau.

Staatl. Bibliothek Regensburg

Vorrede.

Der Herausgeber der Verstandesübungen trat vor 20. Jahren sein Amt an und fand in seiner Schule den gewöhnlichen alten Schlendrian. Diesen ferner beyzubehalten war ihm unmöglich. Er las die Allgemeine deutsche Bibliothek, die Jenaer allgemeine Lit. Zeitung ꝛc. ꝛc. und wurde durch dieselben mit den besten Schriften, die für Lehrer und Kinder herauskamen, bekannt, schafte sich, bey seinem geringen Brode dieselben an, und zog daraus einen Plan, nach welchem er die ihm anvertrauten Kinder unterrichtete. So lieb das einigen Sachverständigen war, so gros war das Geschrey der Schlendrianliebenden. Diese murreten so einige Jahre im Stillen fort, alsdann

— —

aber brach das Feuer aus, und er wurde — *) doch zum Glück nicht verbannt — —. Darauf ermunterten ihn einige seiner Freunde zur öffentlichen Bekanntmachung seines Plans, damit theils die aufgebrachten Eltern es selbst lesen könnten, über was er mit den Kindern, in den Nachmittags-Schulen, spräche, theils aber auch die Kinder gewiß mehr Nutzen davon haben würden, wenn sie den Stoff dazu, als ein Lesebuch zur Vorbereitung und Wiederholung in die Hände bekämen. Dazu entschloß er sich endlich und kündigte schon vor 6. Jahren so wohl in dem Höfer Intelligenzblatte, als auch in einer besonders gedruckten Anzeige seine Compilation an, und gab alsdann 4 Bändchen unter dem Titel: Verstandesübungen ꝛc. nach und nach heraus, wovon die zwey ersten Bändchen die von den denkendsten Erziehern schon längst bestätigten, und durch die Erfahrung geprüften speciellen Regeln für die einzelnen Gegenstände des Elementarunterrichts mit

vie-

*) Ich übergehe hier mit Fleiß jene traurigen Vorfälle und würde sie auch mit keinem Worte berührt haben, wenn mich nicht ein gewisser Rezensent dazu genöthiget hätte.

— —

vielen Beyspielen für Eltern und Lehrer enthalten, und das 3te und 4te: nützlichen Stoff zu Verstandesübungen ꝛc. für Kinder von 9 bis 12 Jahren enthält. Nun hat er sich nie als Verfasser sondern immer als Herausgeber unterschrieben, aber freylich manches zu seiner Absicht und Gebrauch hinweg und hinzu gethan, manches geändert, je nachdem er es nach seiner Erfahrung und Lage für gut befand, welches ihm die Herren Verfasser gewiß nicht übel nehmen, sondern sich vielmehr freuen werden, daß ihre Arbeiten wirklich benutzt werden. Ob der Herausgeber nun gut oder schlecht gewählt habe, darüber hätte der Rezensent strenge urtheilen und ihn belehren sollen, dafür hätte er ihm recht sehr gedankt, denn er nimmt, sehr gerne Belehrung an, und glaubt nicht, daß er schon alles wisse. Aber so liefert Rezensent blos eine partheyische Anzeige (denn Rezension kann man es nicht nennen) und beurtheilt ihn so, als wenn er ein neues philosophisches Werk angekündiget hätte, wobey zwar einige der Herren Verfasser, die der Herausgeber in seiner Ankündigung nannte, angegeben, andere aber, er weiß nicht warum, mit Stillschweigen

— —

übergangen werden. Wo nennt sich denn der Herausgeber ein einzigesmal den Verfasser? wie Rezensent behauptet? — Bey der Vorrede zum 4. Bändchen gibt Rezensent Herrn Marcus als Erfinder jener dort vorgetragenen Grundsätze an, und Herr Marcus selbst bekennet in der Vorrede zu seinen Unterredungen Seite 10, daß sie aus dem Thiemischen Ideal eines Lesebuchs sind. Kurz, man hat es Handgreiflich, daß der Rezensent entweder aus eigenem Antrieb oder von einem meiner guten Freunde dazu verleitet wurde, mir zu schaden, oder er muß die Ankündigung und die Vorrede zum ersten Bändchen gar nicht gelesen haben. — Dies mag der Rezensent, welcher das 4te Bändchen in der Erl. Litt. Zeit. anzeigte, beherzigen. —

Das hier noch folgende Bändchen soll erstlich zur Belehrung und Unterhaltung der Kleinen bis etwa ins 9te Jahr, dann aber auch zur ersten Uebung im Lesen dienen. Es ist ganz nach dem grossen Erziehungsgrundsatz, den man nie vergessen sollte, eingerichtet: Man lehre die Kinder das, was sie zu verstehen fähig sind.

Da-

— —

Daher ist in allem, was Kinder lernen sollen eine grose Auswahl zu beobachten. Nur in sofern, wie sich ihr Verstand mehr entwickelt und sich ihre Begriffe mehr erweitern, kann man auch das Wörterbuch der Kinder ausdehnen. Es ist besser, wenn sie die Sachen eher, als die Worte kennen, wenn sie vorher den Gegenstand sehen, und indem dadurch ihre Aufmerksamkeit erregt wird, von selbst fragen, wie er benennt wird. Sagt man ihnen aber blos eine Menge Benennungen, ohne daß sie gleich anfangs wissen, was sie bedeuten; so werden sie vor lauter Wörtern die Sache vergessen. Ein Kind mag also eher, um ein Beyspiel zu geben, ein Pferd sehen. ehe es den Namen des Thiers kennt. Die bloße Benennung giebt ihm keinen Begriff von einem Pferde, sondern nur das Sehen. Die Benennung ist ein bloßer Schall, aber beym Sehen bekommt es einen deutlichen Begriff, und mit diesem Begriffe verbinden sich nun eine Menge anderer für das Kind nützlicher Begriffe von verschiedenen Eigenschaften des Pferdes ꝛc. ꝛc. Man kann daher Kinder nicht genug sehen lassen; je mehr sie gesehen haben, desto mehr haben sie Be-

griffe, denn die ersten und besten Begriffe erhält der Mensch durch das Auge, Ohr und Gefühl; dadurch wird der Verstand der Kinder entwickelt.

Die Gegenstände, welche in diesem Buche vorkommen, kann man ihnen größtentheils in der Natur selbst zeigen, zu einigen andern findet man Abbildungen genug, wovon in jeder Schule ein guter Vorrath seyn sollte. Da dieses Buch nicht nur zum Gebrauch für Reiche, sondern auch für Arme bestimmt ist, so konnten keine Kupfer beygefügt werden; weil durch unrichtige und schlechte Abbildung mehr Schaden als Nutzen gestiftet, durch richtige und gute Kupfer aber der Preiß zu sehr erhöhet werden würde.

Vor allem sehe man darauf, daß die Kinder deutlich sprechen. Wer nicht von Kindheit an gewöhnt ist, deutlich zu sprechen, behält oft zeitlebens eine verdorbene Sprache. Man lasse sich daher öfters mit den Kleinen in eine freundliche Unterredung ein, und locke durch Fragen heraus, ob sie dieses oder jenes schon kennen und zu nennen wissen. Z. B. Kennet ihr wohl

ein

ein Thier, welches 4 Füsse hat? Was für eines? — Dann frage man weiter ob sie wohl andre vierfüßige Thiere kennen; und lasse sich bald von diesem, bald von jenem Kinde eines nennen. Haben sie heute einige vierfüssige Thiere genannt, so sagt man ihnen, sie möchten nach der Schule Acht geben, oder zu Hause nachfragen, ob nicht noch mehrere vierfüßige Thiere wären; und lasse sich morgen wieder einige nennen. Eben so macht man es mit den andern Thieren, Gewächsen, Nahrungsmitteln, Kleidern, Handwerkern ꝛc. und allem, was in diesem Buche Seite 1. u. f. f. vorkommt.

2) Haben die Kinder eine Menge bekannter Dinge genennt, so lasse man sich die Kennzeichen, Merkmahle angeben. Man frage dann, woran sie dieses oder jenes Ding kennen. z. B. Woran kennst du den Hund, das Schaaf, das Pferd? Man kan zufrieden seyn, wenn sie diejenigen angeben, welche am meisten auffallen, denn es ist hier nicht darum zu thun, daß die Dinge genau beschrieben; sondern daß ihre Aufmerksamkeit geschärft werde.

3) Lasse man sich über den Nutzen und Gebrauch bald dieses, bald jenes Dinges mit ihnen in eine freundschaftliche Unterredung ein. Z. B. Kennst du ein Schaaf? Woraus besteht sein Pelz? Wann nehmen wir sie ihnen ab? Wodurch ist es uns am meisten nützlich? Werfen wir denn das Fleisch weg? Wozu gebrauchen wir die Wolle? die Haut, den Talg, die Klauen und Knochen, die Därmer? ꝛc.

4) Hat man die drey vorhergehenden Uebungen eine geraume Zeit mit den Kindern fleissig getrieben; so übet man sie im Vergleichen und Unterscheiden bey bekannten sichtbaren Dingen ꝛc. Auch hiezu und zu allen in dem ersten Bändchen der Verstandesübungen angegebenen Uebungen findet man Stoff und Anleitung in der zweyten Abtheilung dieses Buchs, welche erst fast ganz durch gelehret werden muß, ehe der II. und III. Abschnitt der ersten Abtheilung mit den Kindern vorgenommen wird.

Der zweyte Abschnitt der ersten Abtheilung enthält hinreichenden Stoff zu den ersten sittlichen und religiösen Unterredungen. Diesen Stoff in einzelne Fragen aufzulösen, durch Beyspiele zu erläu-

läutern, und auf die Kinder selbst und ihre Umstände anzuwenden, ist nun das Geschäft des Lehrers. Wie dieses geschehen muß, können angehende Lehrer in der zweyten Abtheilung im 9. Abschnitt ersehen. Die darauf folgenden kleinen Geschichten sind fast ganz aus der Kinderwelt gewählt, weil diese vorzüglich bey kleinern Kindern zu gebrauchen sind, aus deren Gesichtskreise die Welt der Erwachsenen noch zu weit entfernt liegt. — Ueberhaupt kann man das Werkchen als ein Magazin verschiedener Materialien betrachten, woraus der Lehrer, theils zur Abwechslung, theils zur Ersparung eines anderweitigen Nachsuchens, Stoff zu mannigfaltigen nützlichen Unterhaltungen mit den Kleinen hernehmen kann.

Sind die Kinder so weit, daß sie die Buchstaben gefaßt und zusammen zusetzen gelernt haben, so kann dieses Buch auch zur ersten Uebung im Lesen dienen. Es ist nicht gleichgültig, in welchen Büchern die Kinder ihre ersten Leseübungen anstellen. Es ist vielmehr äusserst wichtig, daß der Inhalt dieser Bücher und die Einkleidung derselben, d. i. die Wörter und Redensarten, nebst ihren Verbindungen, den jedesmali-

gen

gen Verstandeskräften derselben angemessen sind. Was können wohl Lehrer für Gründe haben, den Katechismus, als das erste Lesebuch für die kleinen Kinder beyzubehalten; ihnen hernach das Evangelium und die Bibel zum Lesen in die Hände zu geben; sie endlich, ohne alle Auswahl, der Reihe nach lesen zu lassen, der Einführung zweckmässig abgefaßter Bücher — heimlich oder offenbar — entgegen zu arbeiten, als — den Schlendrian. Da sollen nun die so schlecht vorbereiteten Kinder in diesen heiligen Büchern lesen; ja oft die schwersten und dunkelsten Stellen, wovon sie auch nicht ein Wort verstehen, noch verstehen können, beantworten. Arm an Vorkenntnissen sind sie noch, und sollen gleichwohl hier fortkommen und sich durcharbeiten, sollen die Anschauungskräfte der Seele, die noch schlummern, auf übersinnliche Dinge richten, und haben noch nicht einmal von sinnlichen Dingen anschauliche Begriffe; sollen sehen, und man hat ihnen noch kein Licht angezündet; sollen verstehen, was sie lesen, und sind nicht einmal fähig zu verstehen, sollen starke Speise nehmen, und bedürfen noch der Milch. In der Natur ist ja kein Sprung, al-

— —

les reift stufenweise; sollte es denn mit dem Wachsthum des Verstandes junger Kinderseelen eine andre Bewandniß haben?

Daher kommt es denn aber auch daß unter den Erwachsenen die Anzahl derer so groß ist, die beynahe gar keine rechte Bekanntschaft mit der Bibel haben, oder die zur Noth nur einige Sprüche im Gedächtniß behalten haben, und wovon sie — welches das Schlimmste ist — oft eine ganz unrichtige Auslegung und Anwendung machen! Daher ists auch ferner kein Wunder, daß es davon so viele giebt, die in spätern Jahren so wenig Neigung haben, die Bibel zu lesen, und daß diejenigen, die sie allenfalls noch lesen, dabey weder am Verstande noch Herzen gewinnen. —

Sollen nun Kinder in Zukunft die heiligen Schriften mit Nutzen, mit Gewinn für Verstand und Herz lesen; so theile man ihnen zuerst die nöthigen und unentbehrlichen Vorkenntnisse mit, lasse sie anfangs in einem solchen Buche lesen, unterhalte sich nach jedesmaligen lesen mit ihnen über das Gelesene, und erzehle ihnen allerley aus der Naturgeschichte, wozu es jetzo an Hülfsmit-

teln

teln nicht fehlt. Ob nun diese Schrift zu den angegebenen Zwecken brauchbar sey, überlasse ich dem Urtheile Sachverständiger Männer, welche als fleissige Beobachter der Kinder Gelegenheit genug hatten, Erfahrungen zu machen. Daß an derselben noch manches zu wünschen sey, fühle ich gewiß mehr als ein Anderer. Aber dennoch hoffe ich, daß sie nicht ganz unnütz seyn werde.

Hof, den 7 März 1800.

Der Herausgeber.

Erste Abtheilung.

I. Namen, Eigenschaften, Veränderungen, Nutzen ꝛc. ꝛc. mancherley Gegenstände. 1) zu Unterredungen ꝛc. ꝛc. 2) Dann zur ersten Uebung im Lesen.*)

Ich kenne einige Thiere, und kann sie nennen:

Der Hund, die Katze, das Pferd, der Ochse, die Kuh, das Schaf, die Ziege, das Schwein, der Hirsch, das Reh, der Hase, der Fuchs, der Wolf, die Maus, der Ratze, der Maulwurf, der Hamster, der Igel, das Eichhörnchen, die Fledermaus.

Die Gans, die Ente, die Henne, der Hahn, die Truthenne, die Taube, der Pfau, die Wachtel, die Lerche, der Staar, der Storch, der Zeisig, die Nachtigall, das Rothkelchen, der Zaun-

*) Siehe Verstandesübungen 1. B. Seite 2. bis 28. und zweytes Bändchen S. 50 bis 59.

König, der Kanarienvogel, der Hänfling, der Fink, der Stieglitz, die Meise, die Schwalbe, die Krähe, die Elster, die Eule, der Sperling, der Kukuk.

Der Frosch, die Kröte, die Eidechse, die Schlange.

Der Hecht, der Karpf, der Aal, der Hering, der Weißfisch, der Gründling, der Schley.

Die Biene, die Wespe, die Raupe, der Schmetterling, die Laus, der Floh, die Wanze, die Fliege, die Mücke, die Spinne, das Heupferd, der Maikäfer, die Ameise, der Ohrwurm, der Krebs.

Die Schnecke, der Blutigel, der Regenwurm.

Von Gewächsen sind mir bekannt:

Der Apfelbaum, der Birnbaum, der Pflaumenbaum, der Kirschbaum, der Nußbaum, der Weinstock, der Johannisbeerstrauch, der Stachelbeerstrauch, der Hollunder, der Schleedorn, die Eiche, die Fichte, die Tanne, die Birke, die Buche, die Linde, die Weide, der Rosenstock, der Jasmin, der Rosmarin, der Buchsbaum.

Der Weiskohl, der Braunkohl, Kohlrabi, Kohlrüben, die gelbe, weiße und rothe Rübe, der Rettig, der Meerrettig, der Sellerie, die Kartoffeln, die Zwiebel, der Knoblauch, der Spargel, die Bohnen, die Erbsen, die Linsen, die Gurken, der Kürbiß, der Salat, die Raute, der Flachs, der Taback, der Mohn, die Sonnenblume, die Kamille, die Tulpe, die Lilie, die Nelke,

die

die Aurickel, die Hyacinthe, die Levkoje, das Veilchen, der Klee, die Brennessel.

Der Rogen, der Waizen, die Gerste, der Hafer, der Hirsen, das Rohr, die Binse.

Der Fliegenschwamm, der Pilz, die Morgel, der Borist, der Schimmel.

Von Mineralien kenne ich auch verschiedene Arten:

Den Lehm, den Thon, den Schiefer, den Wetzstein, den Sand, den Feuerstein, den Kalk, die Kreide, den Bimsstein.

Das Kochsalz, den Alaun, den Vitriol.

Die Steinkohle, den Schwefel, das Reisblei.

Das Gold, das Silber, das Kupfer, das Eisen, das Zinn, das Blei, das Queckſilber.

Das Gegentheil von groß nennen wir klein.

— — von lang — — kurz.

— — von hoch — — niedrig.

— — von stark — — schwach.

Wie heißt nun wohl das Gegentheil von schwarz? von langsam? von gerade? von trocken? von schön? von süß? von hart? von schwer? von hell? von klug? von faul? von weit? von kalt? von gut? von gehorsam? von reinlich? von rund? von rauh? von durchsichtig? von dick? von

schlafen? von leben? von gesund? von Tag? von Sommer? von früh? von traurig?

Man sagt: der grüne Baum, das rothe Blut, die weise Wand, der starke Mann, das schwache Kind, die lange Bank.

Nun nenne mir die schicklichen Wörter zu: Spiegel, Tinte, Milch, Thurm, Bett, Holz, Leder, Eisen, Gold, Stein, Blume, Brod, Kreide, Tuch, Hut, Teller, Fenster, Thür, Ofen, Uhr, Esel, Maus, Affe, Zucker, Wachs, Silber, Leinewand, Lippe, Haut, Schwein.

Gewisse Dinge nennt man: frisch trocken, weich, hart, rund, hell, durchsichtig, schief, gerade, rauh, glatt, blank, stumpf, kalt, warm, sauer, bitter, gesund, ungesund, grob, fein, hoch, niedrig, alt, neu, geflickt, bemalt, dick, dünn, dicht, locker, lang, kurz, schön, häßlich, breit, schmal. — Suche bey jedem dieser Wörten den Namen eines dazu passenden Dinges.

Der Fisch schwimmt.
Die Hunde bellen.
Das Pferd wiehert.
Der Hahn krähet.
Das Schwein grunzt.
Der Ochse brüllt.
Das Schaaf blöckt.

Die Vögel fliegen.
Der Frosch quackt.
Die Ziege meckert.
Das Küchlein pipet.
Die Nachtigall singt.
Der Bär brummt.
Die Menschen reden.

Das alles ist richtig und wahr.

Ist das, was jezt folgt, auch richtig und wahr?

Der Hase ist herzhaft, das Schwein reinlich, die Gans klug, das Pferd dumm.

Im Frühling schlagen die Bäume aus und blühen.

Im Sommer tragen sie Früchte, und dann kommen die Schwalben zu uns.

Im Herbst werden die Früchte reif, und die Blätter werden gelb; im Winter fallen die Blätter ab, und die Bäume stehen kahl.

Im Winter sind die Nächte lang, und die Tage kurz; im Sommer ist es umgekehrt.

In der Nacht schlafen alle Menschen und Thiere; denn des Nachts kann niemand sehen.

Ein Pfund Bley ist schwerer, als ein Pfund Federn.

Der Vorsichtige fällt leicht.

Der Einfältige läßt sich nicht leicht betrügen.

u. s. f.

Der Hund.

Der Hund bellt und beißt.

Der Hund frißt Brod, Knochen und Fleisch.

Der Hund leckt das Wasser mit der Zunge.

Manche Hunde sind groß, manche klein.

Manche Hunde sehen zottig, wie die Pudel; manche sind glatt, wie die Spitze.

Die Hunde bewachen das Haus.

Die Hunde sind gelehrig und treu.

Herr Marx und sein Kind.

Marx. Du weinst, mein Kind?

Kind. Ich muß ja wohl.

Marx. Bist du denn krank?

Kind. Ich bin nicht krank.

Marx. Was fehlt dir denn?

Kind. Mein Hund ist todt!

Marx. Dein Hund? der Mops?

Kind. Ja wohl der Mops. Er hieß Fix, und ich war ihm so gut. Er war so treu und lief so fix, wie der Wind, drum hieß ich ihn auch Fix. Stets war er um mich und sprang, wann ich ihm Brod wies, und nahm das Brod aus der Hand. Nun hab ich ihn nicht mehr. Erst fraß er nicht, dann wurde er krank, und nun ist er gar todt. Fix ist todt! hu! hu! hu! hu! dort liegt er und regt sich nicht.

Marx. Dies thut mir Leid, mein Kind! doch kennst du wohl den Mops, den dein Freund Ernst hat?

Kind. Den kenn ich wohl.

Marx. Er schenkt ihn dir.

Kind. Den Mops?

Marx. Den Mops, den schenkt er dir. Denk du an mich.

Kind. Heist der Mops nicht Flink?

Marx. Recht, Flink heißt er, Kind!

Da schwieg das Kind, trug den Mops, der nun todt war, fort, und legt ihn in ein Grab.

Da

Da liegt er nun und fault. Bey ihm wächst ein Busch, von dem das Kind oft die Frucht pflückt, sie ißt, und dann stets an Fix, den Mops, denkt.

Die Katze.

Wie schreyt die Katze?

Die Katze fängt die Maus, und frißt sie.

Die Katze säuft auch gerne Milch.

Die kleinen Kätzchen spielen gerne.

Die Katzen putzen sich gerne, und sind sehr reinlich.

Alle Katzen sind falsch, wenn sie gleich freundlich thun.

Spiele nicht mit der Katze; sie krazt und beißt dich.

Der Krebs.

Der Krebs wohnt in Löchern.

Der Krebs hat zwey Scheeren, und einen langen Schwanz.

Mit den Scheeren kneipt der Krebs.

Der Krebs wird nicht geschlachtet, sondern lebendig gekocht.

Wenn der Krebs lebendig ist, sieht er grau; wenn er aber gekocht ist, sieht er roth.

— ** —

Ernst.

Einst saß Ernst vor der Thür und sah in den Bach, der vor der Thür hinfließt. Da kroch in dem Bach ein Thier; grau sah es aus, und war mehr klein als groß. Kaum sah es Ernst, so zog er den Rock aus, warf Schuh und Strümpf von sich und stieg in den Bach, welcher nicht tief war. Dann bückte er sich, griff mit der Hand das Thier an und hob es in die Höhe. Wie freute er sich! als er es in der Hand sah: he! rief er, Gust, Franz, Hanns, Karl! kommt her und seht, was da in der Hand ist.

Ach! sprach Karl, das ist ein Krebs! nimm dich in acht, daß er dich nicht kneipt:

Da Karl noch so sprach — au weh! da knipp der Krebs schon den Ernst in die Hand.

Dieser sprang und schrie: helft mir doch! der Krebs kneipt mich! und doch ließ ihn der Krebs nicht los.

Jezt kam die Magd. Was fehlt dir Ernst? fragt sie.

Ey sieh doch her, sprach Ernst, der Krebs kneipt mich.

Reich her die Hand, sprach darauf die Magd, nahm weg den Krebs, und warf ihn in den Topf, warf Salz drauf, und kochte ihn.

Dann trug sie ihn zum Ernst. Er war nicht mehr grau, er war roth. Da nahm ihn Ernst und sprach: Dank, dank dir? dann aß er ihn.

Herr

Herr Hinz, sein Freund, sah zu und sprach: wie schmeckt der Krebs?

Sehr gut! sprach Ernst.

Dieß ist wohl ganz gut, sprach Herr Hinz, daß dir der Krebs gut schmeckt; mach nur auch, daß du was lernst, Freund Ernst.

Der Ochse und die Kuh.

Die Ochsen und Kühe sind grose, starke Thiere.

Die Ochsen und Kühe brüllen.

Die Ochsen und Kühe fressen Stroh, Gras und Klee.

Die Ochsen und Kühe haben grose Hörner; mit den Hörnern stossen sie.

Manche sehen roth aus, manche schwarz, manche bunt.

Der Ochse zieht Wagen und Pflug.

Die Kuh giebt Milch, woraus wir Butter und Käse machen; Auch giebt sie uns jährlich ein Kalb, welches man schlachten oder aufziehen kann.

Von der Milch.

Ein Kind trank einst Milch, und aß Brod zur Milch. Die Milch schmeckte ihm gut. Da fragte das Kind die Frau, die ihm die Milch gab; Frau! wo kommt die Milch her? Das ist gut, sprach die Frau, daß du mich fragst; wenn man

fragt, so wird man klug. Wenn du mit mir gehen willst: so sollst du bald sehen, wo die Milch her kommt. Da gieng das Kind mit der Frau fort, und kam in den Stall, wo die Kuh stand. Sie war roth, und ihr Kopf weiß Sieh, sprach die Frau, das ist das Thier, das uns die Milch giebt.

Da schrie die Kuh mu! mu! Aha! sprach die Frau, du merkst es, daß ich da bin. Gleich gieng sie fort, holt den Arm voll Gras und Klee, und warf es der Kuh vor. Da war die Kuh froh und fraß es. Darauf sprach die Frau: schau mein Kind! am Bauch der Kuh ist ein Sack, in dem ist die Milch. Sie drückt an den Sack, da kam Milch heraus.

Auch stand nächst der Kuh ein Kalb. Was für ein Thier ist dieß? fragte das Kind. Das ist, sprach die Frau, das Kind der Kuh.

Nun nahm die Frau das Kalb und brachte es zur Kuh, da sog es an der Kuh, und zog den Schwanz hin und her.

Ey, ey! sprach das Kind, dieß sah ich noch nie. Dank dir Frau; daß du es mich sehen ließest.

Der Bär.

Der Bär ist ein groses brummendes Thier.

Der Bär hat einen dicken Kopf, breite Fußsohlen, und einen kurzen Schwanz.

Der Bär sieht braun oder schwarz.

Der Bär hat einen dicken Pelz.

Der

Der Bär kann auch tanzen lernen.

Er geht auf den Hinterbeinen, steigt, wie eine Katze auf Bäume, und kann über ein Wasser sehr leicht schwimmen.

Der Bär frißt gerne Honig.

Manche Bären sehen weiß; die weissen Bären fressen gern Fische.

Einst kam ein Bär vor das Haus, in dem Karl war, und mit ihm ein Mann, der sein Herr war, und noch ein Mann, der in der Hand ein Ding hielt, auf dem er pfiff. Karl sah dieß und freute sich drob, und rief laut: ein Bär! ein Bär! da kommt ein Bär! Da sprang Ernst und Fritz zu ihm, um den auch zu sehen. Er war gros und braun, sein Schwanz sehr kurz.

Nun pfiff der Mann, und der Bär stieg in die Höhe. Der Herr des Bären gab ihm den Stock, den er in der Hand hielt, und der Bär gieng mit dem Stock hin und her, dann ritt er drauf. Auch sezte ihm sein Herr den Hut auf den Kopf. Auch schlug ihn sein Herr, da brummte und knurrte er.

Karl trat nun zu dem Herrn des Bären, und fragte ihn: Mein Freund! was frißt der Bär? Was du ihm giebst, sprach er zu ihm. Bring ihm Brod, Fleisch, auch wohl Birn, er frißt es dir.

Da lief Karl fort in den Saal, und nahm

ein

ein Stück Brod, das auf dem Tisch lag, und lief zum Bären.

Herr Bär! sprach er, hast du wohl Lust? und hielt ihm das Brod hin. Der Bär sprach nichts, doch brummt er und kam auf Karln los. Da warf ihm Karl das Brod hin.

Der Bär griff zu und fraß es auf. Dank dir, mein Sohn! sprach der Herr des Bären zu ihm, für das, was du dem Petz giebst.

Nun that er den Hut ab und hielt ihn hin dem Ernst Fritz und Karl. Da warf ihm Karl ein Stück Geld in den Hut und sprach: Hier Mann! hier ist Geld für mich und Ernst und Fritz.

Dank! Dank! sprach darauf der Mann, und nahm den Bären und gieng mit ihm fort.

Da war Karl froh, daß der Bär da war. Ein Bär war sonst noch nie bey ihm.

Das Schwein.

Die Schweine grunzen.

Die Schweine haben Borsten.

Die Schweine vertheidigen sich mit ihren Hauzähnen.

Die Schweine haben unter der Haut eine dicke Lage von Fett oder Speck.

Die Schweine fressen fast alles; sie wühlen auch Würmer aus der Erde, Wurzeln, Früchte ꝛc.

Aus den Häuten der Schweine wird Pergament gemacht, und auch Leder gegärbt.

Aus den Borsten der Schweine werden Bürsten und Pinzel verfertiget.

Wird das meiste Fleisch geräuchert?
Welche Theile räuchert man?
Wie heissen die geräucherten Hinterschenkel?
Wie die geräucherten Seiten?
Wie das ausgebratene Fett?
Wovon und wie werden die Würste gemacht?
Wozu dient die Schweinsblase? ꝛc.

Klaus.

Klaus gieng einst in den Hof, und sah, daß ein Mann ein Schwein tod stach. Das Schwein schrie, und sein Blut floß in den Topf, den die Magd hin hielt. Bald war das Schwein todt und schrie nicht mehr. Die Magd nahm das Blut, das in den Topf floß, und trug es fort.

Klaus sah dieß nicht gern. Mann! sprach er, du bist nicht gut, weil du das Schwein tod stichst. Was that es dir? Es that mir nichts, sprach darauf der Mann. Doch bald wirst du selbst sehn, daß es gut war, daß ich das Schwein todt stach.

Das glaub ich nicht rief Klaus, lief fort und gieng in sein Haus. Kurz drauf stand Klaus vor der Thür, und aß ein Stück Wurst und Brod.

Schmeckt dir es gut? fragt ihn der Mann, der das Schwein todt stach. Hanns hieß er.

Es schmeckt mir sehr gut, sprach Klaus.

Was ißest du denn? fragt Hanns.

Du siehst es ja, sprach Klaus, es ist Wurst.

Drob lacht Herr Hanns und sprach; weißt du wohl, daß die Wurst, die du ißest, von dem Schwein ist, das ich tod stach?

Da ward Klaus roth wie Blut, und gieng fort.

Hans gieng auch fort, und rief ihm nach: Klaus! sag nicht mehr ich sey nicht gut. Denn wenn dir die Wurst gut schmeckt; so muß auch ein Mann da seyn, der die Wurst macht, und der das Schwein tod sticht. Wenn das Schwein lebt, wenn der Mann es nicht todt sticht, und das Blut des Schweins nicht von ihm fließt: so hast du nie Wurst.

Das Pferd.

Das Pferd wiehert.

Das Pferd hat an den Füssen ungespaltne Hufe.

Das Pferd hat am Halse eine Mähne, und eine breite Brust.

Das Pferd dient zum Reiten und Fahren.

Das Pferd frißt Haber, Heu und Gras.

Die schwarzen Pferde heissen Rappen;

Die weissen Pferde heissen Schimmel.

Ein gesundes und gut gefüttertes Pferd ist reinlich, munter und muthig.

Die

Die Pferde beissen und schlagen. Tritt nicht hinter das Pferd. Warum nicht?

Veit und Kunz.

Veit. Komm mit mir, Kunz! in den Stall und sieh das Pferd, das da ist. Es ist schwarz wie Pech, gros und stark.

Kunz. Ist das Pferd von Holz? dann geh ich mit.

Veit. Nein es ist nicht von Holz, auch nicht von Stein, noch von Bley.

Kunz. Auch nicht von Zinn?

Veit. Du machst nur Spas, mein Freund! das Pferd, das du sehn sollst, lebt, und frißt Gras, Heu, Brod, und was der Knecht ihm sonst noch giebt.

Kunz. Da geh ich nicht mit dir und mag das Pferd nicht sehen. Ich bin noch klein; ein Pferd, das lebt, ist nicht für mich. Für mich ist nur ein Pferd von Holz. Das schlägt mich nicht, und beißt mich nicht; es frißt nicht Heu; noch Gras, noch Brod. Es folgt mit, wann ich es will, und steht still an dem Platz, auf dem es stehen soll.

Veit. So komm doch, und siehe das Pferd, es ist sehr schön, es ist ein Hengst.

Kunz. Nein! nein! ich geh nicht mit. Bin ich erst gros, bin ich erst stark, dann werf

ich

ich weg das Pferd von Holz, und schaff mir an ein Roß, das lebt und mich trägt. Dann reit ich auch aus. Jezt bin ich noch zu klein.

Da ließ Veit den Kunz stehen, gieng fort, nahm die Hand voll Heu, trat in den Stall und hielt das Heu dem Hengst hin.

Doch der Hengst war sehr wild. Erst stampft er und sah wild nach Veit. Dann schlug er aus und traf den Veit mit dem Huf an das Knie. Da lag nun Veit und schrie. Dieß hört der Knecht, und sprang zu ihm und zog ihn fort. Au weh! schrie Veit, mein Knie thut weh. Sieh zu, ob es noch ganz ist. Da sah der Knecht zu. Das Knie war noch ganz, doch war es blau und schwoll. Hast recht, Freund Kunz, sprach Veit, für uns ist nicht ein Pferd, das lebt, für uns schickt sich nur ein Pferd von Holz.

Die Gans.

Die Gans schnattert.

Die Gans hat weiche Federn,

Die weichen Federn braucht man zu den Betten; die grosen Federn braucht man zum Schreiben.

Die Gans kann leichter schwimmen, als gehen, weil sie ein Wasservogel ist.

Die Wasservögel erkennt man besonders an den Schwimmfüssen, deren Zehen mit einer Haut verbunden sind.

Der Schnabel und die Füsse der Gans sind gelb.

Es giebt zahme und wilde Gänse.

Die wilden Gänse können sehr hoch fliegen.

Wie werden die zahmen Gänse benutzt?

Der Storch.

Der Storch hat lange rothe Beine, und einen langen rothen Schnabel.

Mit dem Schnabel macht der Storch zuweilen ein Geklapper.

Der Storch ist grösstentheils weiß, nur an den Flügeln und im Schwanze hat er schwarze Federn.

Der Storch ist ein Zugvogel.

Der Storch kommt im Frühjahre aus fernen Ländern zu uns, und zieht im Herbste wieder dorthin.

Warum thut das der Storch?

Der Storch baut sein Nest gern auf Häuser und Kirchen von dürren Zweigen.

Der Storch frißt Frösche und Eidechsen ꝛc.; aber auch junges Federvieh, kleine Vögel, Fischlaich und Bienen.

Frau Spring und ihr Kind.

Frau Spring. Siehst du, mein Kind! das Thier, das dort hoch in der Luft fliegt?

Kind. Ja wohl seh ich es. Der Bauch ist weiß.

Frau Spring. Hast recht. Kennst du dies Thier schon?

Kind. Ists nicht ein Schwan?

Frau Spring. Du irrst, mein Kind! es ist ja nicht so groß, als ein Schwan.

Kind. Da ist es wohl ein Specht?

Frau Spring. Wo denkst du hin, mein Kind! der Bauch des Spechts ist ja nicht weiß. Der Specht ist auch viel zu klein.

Kind. Das ists, — nun treff ich es, gieb acht! es ist ein Storch.

Frau Spring. Du hast recht! es ist ein Storch.

Kind. Weißt du nicht, wo der Storch hinfliegt?

Frau Spring. Dort fliegt er hin, wo der Teich ist, und wo es Sumpf giebt.

Kind. Was macht da der Storch?

Frau Spring. Komm mit mir zu dem Teich und zu dem Sumpf; da wirst du sehen, was der Storch dort macht. Siehst du, wie er dort geht? Wie lang sein Hals ist?

Kind. O ja! jezt bückt er den Kopf und sucht im Sumpf. Was macht er da? Er schnappt ja zu, und greift ein Thier. Wie heißt das Thier?

Frau Spring. Es ist das Thier, das so quackt, wenn wir durch den Wald gehen.

Kind. Ich weiß es, es ist ein Frosch.

Frau Spring. Ganz recht! es ist ein Frosch.

Frosch. Jezt hackt ihn der Storch und beißt ihn todt. Nun verschluckt er ihn.

Kind. Schlaf wohl Herr Storch!

Die Lerche.

Die Lerche ist ein kleiner, grauer Vogel.

Die Lerche baut ihr Nest ins Korn auf dem Felde, und legt ihre kleinen Eyer hinein.

Die Lerche fliegt sehr hoch in die Luft, und singet sehr schön.

Die Lerche badet sich im Sande.

Zum Sperber sprach die Lerche:
wie kömmt es sage mir,
daß die gereißten Störche
nicht klüger sind, als wir? —
Sie sollen uns beweisen,
erwiedert er und lacht,
daß nicht das viele Reisen
die Dummen klüger macht.

Die Amsel.

Die Amsel ist ganz schwarz, und hat einen gelben Schnabel.

Die Amsel lernt allerhand Liedchen pfeifen.

Die Amsel frißt gern Wacholderbeere; sie wird im Winter so fett, daß sie kaum fliegen kann.

—*—

Ernst und Eduard im Walde.

Der kleine Ernst gieng in den Wald,
Und Eduard gieng auch mit ihm.
Sie krochen auf den Berg herum,
und suchten Beere;
Erdbeere, Heidelbeere,
Himbeere, Stachelbeere.
Sie fanden viele Beere.
Ernst hatte eine Schachtel,
und Eduard ein Glas;
und darein thaten sie die Beeren.
Ernst kam an einen Busch,
da giengs husch! husch!
Ein Vogel flog heraus.
Ernst suchte nach im Busch,
und fand — was fand er wohl?
er fand ein Vogelnest,
und in dem Vogelneste
pisperten sechs Junge.
Ernst freute sich gar sehr,
und lies vor lauter Freude
die Schachtel mit den Beeren fallen.
Lauf, Eduard, herbey!
rief Ernst; geschwind! geschwind!
Eduard lief wie der Wind.
Er freute sich so sehr, wie Ernst.
Die jungen Vögel sperrten ihre Schnäbel
gewaltig auf; denn hungrig waren sie.
Was meinst du Ernst, sprach Eduard,

wir nehmen doch die Thierchen mit?
Was? Eduard! Ist das dein Ernst?
Nein! nein! die Vögel bleiben hier,
Sieh nur die Mutter fliegt herum,
und glaubt, wir stehlen ihr die Jungen.
Hörst du, sie klagt, sie weint;
ach! wie betrübt wär' sie,
wenn sie die Kleinen nicht mehr fände.
So sprach der kleine Ernst,
und Eduard schwieg, und gab ihm recht.
Es giengen beyde weg vom Nest.
Da kam die Mutter von den Vögeln,
und brachte ihnen Futter,
und freute sich,
daß sie die Kinder fand.
Wie gefällt dir Ernst und Eduard,
mein Kind?

Der Hahn und die Henne.

Der Hahn krähet, aber die Henne nicht.
Der Hahn ist grösser, als die Henne.
Die Henne legt Eyer, der Hahn nicht.
Wenn die Henne ein Ey gelegt hat,
so schreiet sie.
Die Hühner fressen Gerste, auch Würmer und Fliegen.
Die Hühner baden sich im Sande.

— ** —

Vom Kauz.

Kennst du, mein Kind! den Kauz?
Du kennst ihn nicht? nun so merk auf!
Der Kauz, der ist ein Thier,
nicht ganz so groß, wie der Hahn,
der hier vor uns steht.
Er ist grau und gelb, sein Kopf ist rund,
so rund, wie der Kopf des Thiers,
das gerne kratzt.
Wann der Hahn wacht,
so schläft der Kauz,
und wann der Hahn schläft,
so wacht der Kauz.
Kaum ist es Nacht, so fliegt er aus,
und sucht sich — weißt du wohl was?
die Maus sucht er auf.
Wenn er die Maus sieht:
so fliegt er schnell herab,
fängt sie, zerhackt und frißt sie.
Wann er satt ist, so fliegt er fort,
setzt sich in den Baum, der hohl ist.
Dann wacht der Hahn auf und kräht,
und weckt auch uns oft auf.

Was thut nun der Kauz? der schläft wie ein Ratz, bis es Nacht wird. Dann fliegt er aus, und treibt sein Spiel wie vor.

Die Henne liebt ihre Jungen sehr.
Sie scharrt und sucht ihnen Futter,

und

und frißt nicht eher, als bis sie satt sind.
Wann es kalt ist, so nimmt sie ihre Jungen
unter die Flügel und bedeckt sie.
Wenn Hunde und Katzen auf sie los kommen,
so wird sie böse, struppt ihre Federn,
lauft auf sie zu und hackt sie.
Wenn sich eines von ihren Jungen verlanfen hat,
so ruft sie so lange, bis es sich findet.

Ein verhungert Hühnchen fand
einen feinen Diamant,
und verscharrt ihn in den Sand.
Möchte doch mich zu erfreun,
sprach es, dieser schöne Stein
nur ein Waizenkörnchen seyn!

Der Esel.

Der Esel sieht grau.
Der Esel hat lange Ohren.
Der zahme Esel ist träge;
aber der wilde nicht:
der läuft schneller als ein Pferd.
Warum kriegt der Esel so viel Schläge?
Weil er so faul ist.
Der Esel kan viel tragen.
Der Esel frißt auch Disteln, und ist ein sehr nützliches Thier.

Man nennt den Esel dumm, weil er eine etwas einfältige Miene hat, und weil er nicht so gelehrig ist, wie z. B. der Hund und das Pferd. —

Ein Esel sah einmal, daß ein Hündchen an seinen Herrn hinan sprang, und ihn liebkosete, und daß sich der Herr darüber freuete, und den Hund wiederum liebkosete, und ihm gar freundliche Worte gab. Da dachte der Esel: dein Herr hat dich bisher so schlecht behandelt, und dich immer geschimpft und gescholten; du willst es einmal eben so machen wie das Hündchen, dann wird er dir gewiß auch gut werden. Das nächstemal, als der Herr wieder in den Stall kam, gieng der Esel auf ihn los, ließ sein liebliches Y — a ertönen, richtete sich auf die Hinterfüsse, und legte die Vorderfüsse auf die Schultern des Herrn. Allein dieser ward, wie natürlich, über diese plumpen Liebkosungen sehr aufgebracht, ergriff einen Knittel, und schlug unbarmherzig auf das erschrockene Thier los. —

Wenn der Esel grob, dumm und faul ist, so sollte man ihn deshalb weder verachten noch bestrafen; denn er kann nicht besser seyn und werden, als er geschaffen ist. Anders aber verhält es sich mit dem Menschen; dieser hat die Anlage, immer besser und vollkommener zu werden, und dazu soll ihm die Erziehung verhelfen. Wer sich aber nicht bessern läßt, der verdient mit gröserem Rechte Verachtung, als — der Esel.

Der

Der Affe.

Der Affe ist unter allen Thieren dem Menschen am ähnlichsten.

Manche Affen sind so gros, wie die Menschen; manche Affen sind nur so groß, wie eine Katze.

Die Affen sind sehr lebhaft und lustig.

Manche Affen werden von den Menschen zu allerley Arbeiten gebraucht, wenn sie zahm sind.

Sie müssen Holz und Wasser tragen, und den Bratspieß drehen.

Sie lernen auf dem Seil tanzen, sich anputzen, Gläser ausspülen und vieles andere.

Die Affen können auf zwey Füssen gehen.

Sie fressen gerne Aepfel.

Wie werden die Affen lebendig gefangen?

Die Maus.

Die Maus ist ein kleines Thier, und hat einen langen Schwanz.

Sie frißt Brod, Butter, Käse und Fleisch.

Sie zerfrißt auch Holz, Kleider und Bücher.

Die Mäuse leben in kleinen Löchern.

Wenn die Katze eine Maus fangen will, so geht sie ganz leise, manchmal thut sie auch, als wenn sie schliefe; und ehe sichs die Maus versiehet springt sie zu und erhascht sie mit ihren spitzigen

Krallen. Sie macht sie nicht gleich tod, sie spielt erst mit ihr: sie läßt sie laufen, und fängt sie wieder; aber endlich beißt sie ihr den Kopf ab.

Das Mäuschen und die Katze.

Eine kleine Maus guckte mit ihrer Mutter zum Loche heraus, und sahe eine weise Katze sitzen. Die Katze sahe sehr freundlich aus, und putzte sich.

Da sagte die kleine Maus: Ey Mutter! sieh doch die schöne weise Katze; ich will zu ihr laufen und mit ihr spielen.

Aber die Mutter sagte: Bleib hier, die Katze frißt dich. Die Katzen sind böse Thiere, wenn sie gleich glatt und freundlich aussehen.

Doch die kleine Maus gehorchte ihrer Mutter nicht. Sie lief hin, und wollte mit der Katze spielen.

Da sprang die Katze zu, fieng die kleine Maus mit ihren Krallen, und biß ihr den Kopf ab.

Der Fuchs.

Der Fuchs hat sehr viel ähnliches mit dem Hunde.

Der Fuchs heult und bellt, wie der Hund.

Der lange wolligte Schwanz des Fuchsen ist,

wie

wie sein ganzer Körper, fuchsroth, und nur mit einer weisen Spitze versehen.

Der Fuchs frißt Hühner, Gänse, Enten, Mäuse, Fische und Frösche.

Der Fuchs wohnt unter der Erde in Hölen: Der Fuchs ist sehr listig. —

Ein Fuchs sah einmal einen Raben auf einem Baume sitzen, der einen Käß im Schnabel hatte. Den Käs wollte er nun gerne haben, und er bekam ihn auch. Wie fieng ers aber an? — Er stellte sich unter den Baum hin, fieng an die Schönheit des Raben ganz unverschämt zu loben, indem er sagte, seine Federn wären schöner, wie die Federn des Pfaues und aller andern Vögel. Diese grobe Schmeicheley gefiel dem Raben. Als der Fuchs dieß merkte, fuhr er fort: gewiß singst du auch eben so schön, wie du aussiehst. O, lieber Rabe! ich bitte dich, laß mich doch einmal deine göttliche Stimme hören! Der Rabe öffnete den Schnabel, und ließ sein dumpfes Kra! Kra! erschallen, wobey ihm aber, wie natürlich, der Käs entfiel. Diesen fieng der schelmische Fuchs sogleich auf, und lief davon. —

Was für eine gute Lehre könnte man wohl aus dieser Fabel nehmen?

Der Wolf.

Der Wolf ist ein starkes Thier.

Er ist gröser als der Fuchs.

Er ist so stark daß er ein Schaaf in der Schnautze tragen kann. Er läuft damit so geschwind, daß man ihn nicht leicht einholen kann.

Auch grose Thiere z. B. Ochsen, reißt er nieder und tödtet sie.

In Deutschland findet man nicht viele Wölfe mehr. Man benutzt von ihnen das Fell, welches ein gutes Pelzwerk giebt.

Die Ziege.

Die Ziege hat in ihren Eutern Milch.
Die Ziegen Milch ist gesund.
Manche Ziegen sehen weis, manche schwarz.
Der Ziegenbock hat grose krumme Hörner.
Der Ziegenbock hat einen langen Bart.
Der Ziegenbock stößt.

Das Schaaf.

Das Schaaf hat Wolle.

Die Wolle wird dem Schaafe abgeschoren, und hernach wird sie gesponnen in Fäden.

Aus den Fäden wird Tuch gemacht; auch Strümpfe, Zeug und Handschuhe.

Das Schaaf ist ein sehr geduldiges Thier.

Es leckt sehr gerne Salz.

Die

Die Heerde Schaafe.

Albert gieng mit seinem Bruder Georg, der schon älter war, auf das Feld, da war eine grose Heerde Schaafe. Sobald sie Albert sahe, rief er: Ach, sieh doch Bruder, die Schaafe! ach, wie viel Schaafe sind das!

Georg Ich sehe sie wohl!

Albert. Wem gehören sie denn?

Georg. Sie gehören vielen Leuten.

Albert. Was ist denn das für ein Mann, der da mit einem grosen Stocke und zwey Hunden bey den Schaafen steht?

Georg. Das ist der Hirte, welcher sie hütet, daß sie beysammen bleiben, und sich im Felde nicht verirren.

Albert. Was machen denn aber die Leute mit so vielen Schaafen?

Georg. Die Schaafe sind sehr nützliche Thiere. Sie haben alle Jahre ein junges Lamm, das kann man schlachten und essen; oder aufziehen. Du hast ja wohl auch schon Lammfleisch gegessen?

Albert. O ja!

Georg. Weißt du wie gern du die Schaafmilch trinkst?

Albert. Erst diesen Morgen habe ich welche getrunken.

Georg. Von der Schaafmilch kan man auch schöne Käse machen. Und weißt du wohl wovon dein Rock gemacht ist?

Albert. Von Tuch.

Georg. Aber das Tuch?

Albert. Das weiß ich nicht.

Georg. Siehe die Wolle wird den Schaafen alle Jahre abgeschnitten, und dann zu Garn gesponnen. Hernach macht man aus dem Garne das Tuch; auch viel anderes Zeug, und würket Strümpfe daraus. Viele Schaafe werden auch geschlachtet und gegessen, und aus der Haut werden Handschuhe, Hosen und solche Sachen gemacht. — Siehst du nun, wie gute nützliche Thiere die Schaafe sind?

Die Schwalbe.

Die Schwalben haben lange Flügel und Schwänze; aber kurze Beine.

Sie bauen ihre Nester von nasser Erde, und kleben sie an die Wände unter die Dächer.

Wenn es kalt wird, ziehen sie fort; und wenn es wieder warm ist, kommen sie wieder.

Wo ziehen sie hin?

In einem Hause hatten ein paar Schwalben gebauet, und das Weibchen brütete schon. Einmal bemerkte man, daß das Männchen neben dem Neste saß, und sehr kläglich that. Nun stieg jemand hinein, um zu sehen, was dem Weibchen fehlte. Er fand es tod und warf es aus dem Neste. Kaum hatte er dies gethan, so sezte sich

das

das Männchen selbst auf das Nest. Nicht lange nachher flog es aus, und ungefähr nach einer halben Stunde kam es mit einem andern Weibchen zurück. Nun setzte sich dieses auf das Nest, und brütete so eifrig, wie die rechte Mutter. Es brachte die Jungen glücklich aus, und fütterte sie mit dem Männchen gemeinschaftlich, bis sie fliegen konnten.

Hans und Wilhelm.

Hans und Wilhelm spielten mit einander auf dem Hofe. Gleich bey dem Hofe war der Garten. Die Thüre stand offen, und sie sahen einen Baum, der ganz voll schöner reifer Kirschen hieng. Komm sagte Wilhelm, wir wollen uns Kirschen holen! Hier habe ich einen langen Stock, damit wollen wir uns welche abschlagen.

Gleich liefen sie beyde hin. Der Kirschbaum stand nahe beym Bienenhause. Hans besann sich gleich, und sagte: Nein, Wilhelm! ich gehe nicht mit. Das ist uns verboten. Weißt du wohl: die Bienen stechen?

Wilhelm. Ey was! Komm, ich will sie mit dem Stocke schon wegjagen.

Hans. Ich gehe nicht mit.

Wilhelm lief nun allein fort, und Hans blieb an der Gartenthüre stehen. Sobald er an den Baum kam, schlug er nach den Kirschen. Gleich

kamen aber auch die Bienen um ihn herum. Er schlug mit dem Stocke darunter. Es half nichts. Sie kamen immer mehr, und stachen Wilhelmen so sehr, daß er aus allen Kräften anfieng zu schreien.

Der Gärtner war nicht weit. Der kam gleich gelaufen, und viß den armen Wilhelm weg, der sich vor Schrecken und Schmerzen gar nicht mehr besinnen konnte. — Es war noch ein Glück, daß der Gärtner Wilhelmen zu Hülfe gekommen war, sonst hätte er leicht gar um das Leben kommen können.

Die Butter.

Herr Gerhard hatte seine Kinder gewöhnt, daß sie früh Morgens nichts als eine Semmel bekamen, und dazu ein bischen Milch oder Wasser tranken. Wenn sie gröser wurden, bekamen sie wohl statt der Semmel ein Butterbrod. Leopold mochte lieber Butterbrod essen, als Semmel. Einmal bat er seine Mutter, sie möchte ihn, statt der Semmel, Butterbrod geben. Das gab zu diesem Gespräch Gelegenheit.

Leopold. Geben sie mir doch heute einmal Butterbrod. Ich werde ja auch schon groß.

Mutter. Ja, wenn du Butter essen willst, mußt du auch billig wissen, wovon sie gemacht wird.

Leopold. Das weiß ich noch nicht. Sagen sie mirs.

Mutter. Butter wird aus Milch gemacht.

Leopold. Aus Milch?

Mutter. Ja! wenn die Milch lange steht, so weißt du doch, daß sich Rahm oben aufsezt?

Leopold. Das habe ich oft gesehen.

Mutter. Wenn die Milch einige Tage steht so wird der Rahm zulezt ganz dick, und die Milch darunter wird sauer. Den dicken Rahm nimmt man ab, und rührt ihn in einem Fasse geschwind um. Auf diese Art sezt sich die Butter, die in dem Rahme ist, in Klümpchen zusammen. Was übrig bleibt, ist saure Buttermilch. Die Butter wird hernach mit reinem Wasser gewaschen, und gesalzen.

Leopold. Was macht man denn mit der übrigen sauern Milch, die unter dem Rahm gewesen ist?

Mutter. Aus dieser wird Käse gemacht. — Sieh, mein lieber Junge! nun weißt du das auch. Man muß sich um alles bekümmern. Es ist nicht gut, wenn Kinder nicht einmal wissen, wovon die Speisen zubereitet werden, die man alle Tage ißt.

Gespräche beym Mittagessen.

Herr Lenz hatte drey Kinder: Franz, Dorchen und Caroline, welche er gewöhnlich mit an seinen Tisch nahm, wenn er mit seiner Frau allein war. Einmal besuchte ihn sein guter Freund

Herr Liebreich, und blieb zum Mittagsbrod da. Da sollten nun die Kinder allein essen: aber Herr Liebreich bat, daß sie doch mit an den Tisch kommen möchten, weil er gern artige Kinder um sich hätte. Die Kinder mußten sich also mit an den Tisch setzen. Herr Liebreich gab sich auch bald mit ihnen ab, da er sahe, daß sie sich artig aufführten.

Kinder sagte er, wir essen jezt Suppe: wie nennt man die wohl? Alle Kinder antworteten: Habergrützsuppe.

H. L. Warum heißt die Suppe Habergrützsuppe?

Dorchen. J! man nimmt Habergrütze, wenn man welche machen will.

H. L. Aber woraus wird Habergrütze gemacht?

Karoline. Die kaufen wir vom Kaufmann.

H. L. Das glaube ich, liebes Kind! Aber woher bekömmt der sie; und woraus wird sie gemacht?

Die Kinder schwiegen stille. Endlich sagten sie alle: das wissen wir nicht.

H. L. Kennt ihr wohl Haber?

Kinder. O ja!

H. L. Daraus wird die Habergrütze gemacht.

Franz. Aus solchem Haber, damit man die Pferde füttert?

H. L. Ja, lieber Franz.

Hierauf wendete sich Herr Liebreich zu Herrn Lenz, und sprach mit ihm davon, wie es so gut

wäre,

wäre, wenn die Kinder alles kennen lernten, womit sie umgiengen, sich kleideten und was sie äßen.

Es währte nicht lange, da fieng die kleine Karoline an und fragte: Herr Liebreich, wo kömmt denn das Brod her? — Franz und Dorchen sagten gleich: es wird aus Mehl gemacht.

H. L. Aber wovon wird denn das Mehl gemacht?

Franz. Aus Korn.

Karoline. Was ist denn das Korn?

H. L. Kennst du wohl Gersten, Rocken, Waitzen und Haber, meine Kleine?

Karoline. O ja! das habe ich wohl auf unsern Boden liegen sehen. Mit Gerste füttern wir auch unsre Hühner.

H. L. Recht! — Das Korn wird in der Mühle ganz klein gemacht, wie Staub, das heißt es wird gemahlen. Aus dem Mehl von Rocken macht man gemeiniglich Brod. Es wird mit Wasser gemengt, oder geknettet, daß es ein recht dikker Brey oder Teig wird. Den Teig setzt der Becker in ein einen heissen Ofen, bis er eine harte Rinde bekömmt; dann ist es gahr und wird, wenn es kalt ist, gegessen.

Karoline. Was macht man denn aus Waitzen, wenn er gemahlen ist?

H. L. Weises Brod, Semmel, Zwiebäcke und Kuchen.

Karoline. Das ist schön! das möchte ich wohl immer essen.

H. L. Das würdest du bald satt werden; eben so, als wenn du beständig Zucker und Confect essen solltest.

Herr Liebreich nahm sein Glas mit braunen Bier, und trank Karolinchens Gesundheit, mit der er eben gesprochen hatte. Sie bedankte sich, und nahm gleich ihr Wasserglas, und trank wieder Herrn Liebreichs Gesundheit.

Trinkt ihr denn immer Wasser Kinder? sagte Herr Liebreich.

Dorchen antwortete: Ja! wie könnten wir das Bier trinken? Es schmeckt viel zu bitter.

H. L. Das ist recht gut. Wasser ist den Kindern auch gesünder, als Bier.

Dorchen. Ach, lieber Herr Liebreich! Ich möchte doch auch wohl wissen, woraus das Bier gemacht wird, und wovon es so bitter ist. Sie wissen doch alles!

H. L. Alles weiß ich wohl nicht. Aber was du wissen willst, das kann ich dir sagen. Alles Bier wird aus Gersten oder Waitzen gebrauet. Weiß Bier macht man allein aus Waitzen, welcher grob gemahlen, und hernach mit Wasser gekocht wird. Wenn es einige Tage gestanden hat, daß es klar wird, so kann man es trinken. Solches Bier schmeckt nicht so bitter, als mehrentheils das braune.

Dorchen. Wovon ist denn das braune Bier so bitter?

H. L. Vom Hopfen. Wenn dieser mit unter das Bier gethan wird; so wird es davon braun und bitter.

Die Bienen.

Die Bienen sind sehr nützliche Thierchen. Man muß sich nur in acht nehmen, Kinder, daß sie nicht stechen. Zu dem Bienenhaus müßt ihr nicht nahe hingehen; müßt euch auch hüten, daß ihr keine Blume angreift, auf der eine Biene sitzt. Wenn man ihnen nahe kömmt, stechen sie leicht, und das thut sehr wehe.

Wißt ihr noch wohl, wie es Wilhelmen gieng, den die Bienen gestochen hatten? — — Das schöne süsse Honig, welches ihr so gerne esset, sammlen sie aus den Blümchen zusammen, und tragen es in ihre Körbe. Da machen sie vom Wachs so künstliche Scheiben, auf denen sie viele kleine Zellen bauen, in denen sie das Honig aufheben. Im Herbst, wenn sie keinen Honig mehr sammlen, nehmen die Leute aus den Körben das Honig heraus, und lassen nur so viel darin, als die Bienen im Winter zu ihrer Nahrung nöthig haben. Wenn ihr das einmal sehen könnt, wie künstlich die Bienen ihr Honig in den Körbchen aufbewahren, so macht euch ja die Freude. Es sieht sehr artig aus, und ist so künstlich gemacht, daß es kein Mensch nachmachen kann.

Die Kröte.

Frau Hedwig hörte einmal in ihrem Zimmer, daß ihre Kinder im Garten einen grosen Lärm machten. Sie sah zum Fenster hinaus, und siehe da! die Kinder standen alle in einem Kreise, warfen Steine in einen Punkt, und riefen: immer zu! immer zu! sie ist bald tod.

Frau Hedwig, die doch wissen wollte, was ihre Kinder mit Steinen tod würfen, lief hurtig in den Garten herab, und fragte die Kinder: was thut ihr denn hier?

Alle riefen: Wir werfen eine Kröte tod.

Eine Kröte? fragte Frau Hedwig. Wollt ihr sie denn essen?

Fi! sagte Minchen, ich danke sehr. Ich lobe mir eine Lerche für eine Kröte.

Da wollt ihr vermuthlich, fragte Frau Hedwig weiter, ihr Fell oder ihr Fett zu etwas nützen?

Ich wüßte nicht, wozu? sagte Minchen.

Da hat euch, fragte Frau Hedwig wieder, die Kröte vielleicht einen Schaden gethan?

Die Kinder merkten nun wohl, wo das Ding hinaus wollte, sahen sich an, und schwiegen stille. Endlich fieng Heinrich an und sagte: Schaden hat und die Kröte zwar nicht gethan, aber sie nützt auch zu nichts, und ist giftig.

Frau Hedwig. Oho! Heinrich, du urtheilst

sehr

sehr schnell. Weißt du denn, wozu der Maulwurf nützt?

Heinrich. Nein, das weiß ich nicht.

Frau Hedwig. Ich weiß es aber. So nützt alles in der Welt, wenn du auch gleich nicht weißt, wozu? Wenn man also nicht weiß, wozu die Sache nützt; so darf man nicht gleich sagen, sie nützt zu nichts. Und woher weißt du denn, daß die Kröte giftig ist?

Heinrich. Franz hat es gesagt.

Frau Hedwig. Mußt du denn alles glauben, was Franz sagt? Ich sage dir die Kröte ist nicht giftig.

Da schämten sich die Kinder, daß sie das arme Thier ganz ohne Noth, um sein Leben gebracht hatten. Minchen sagte: wir wollen nicht mehr werfen.

Nun, sagte Frau Hedwig; ist es zu spät. Das arme Thier muß sterben. Seht wie es die Füsse von sich streckt, wie die Gedärme aus dem Bauche hängen, wie das linke Auge vor dem Kopfe liegt! Minchen traten die Thränen in die Augen, und alle sagten: liebe Mutter, vergieb uns, wir wollen nie wieder eine Kröte tödten!

Auch kein anders Thier, sagte Frau Hedwig, dürft ihr tödten, das euch nicht schadet, und dessen Tod euch nicht nützlich ist.

Vom Schnee.

Karl. Hannchen, Hannchen: Sieh wie es schneyet! Ach, sieh doch! Wenns doch viel schneyete!

Hannchen. Wenn es doch nicht schneyete! Es hat schon so viel geschneyet und geregnet; ist so kalt und kotig! Ich kann nicht auf den Hof und in den Garten gehen, und da spielen; kann auch Lottchen nicht besuchen.

Karl. Laß doch! der Vater hat mir gesagt: wenn es recht viel schneyet, soll ich auf meinem Schlitten fahren, den er mir hat machen lassen.

Hannchen. Um deines Schlittens willen solls immer so garstiges Wetter seyn? — Nein! im Sommer ists viel besser, da ists warm, und trocken, und alles so schön grün. Wenns nur immer Sommer wäre!

Karl. Der Vater hat mir aber gestern gesagt; daß der Winter auch gut wäre und daß es auch recht gut wäre, wenns im Winter recht viel regnet, frieret und schneyet.

Hannchen. Ja! damit du auf dem Schlitten fahren kannst.

Karl. Nein, liebes Hannchen! das nicht. Ich will dirs nur sagen. Wenn es schneyete, sagte der Vater, das wäre gut für die Bäume, für das Gras und für das Korn, das auf dem Felde gesäet ist. Das erfröre alles nicht so leicht, wenn Schnee im Winter drauf läge.

Hannchen. Es wäre aber doch hübsch, wenn es nicht schneyete, und schön Wetter wäre.

Karl. Wenn es aber das nicht thäte; so könnte doch das Korn erfrieren, und dann wüchse auf den Sommer nichts; da hätten wir kein Brod und müßten hungern. Es könnten auch die schönen Kirschen, Aepfel und Birnen erfrieren, die im Sommer wachsen. Das würde dich auch dauren, wenn wir in unsern Garten nichts hätten. Weißt du wohl, wie schön das war, wenn wir in den Garten gehen konnten, und uns selbst eine Birn oder einen Apfel holten.

Hannchen. Das weiß ich wohl: aber die Zeit wird mir nur so lange. Ich möchte gerne draussen seyn, und da ist es so kalt und schmutzig.

Karl. Laß seyn, Hannchen! wir können ja auch in der Stube spielen. Wenn es recht viel geschneyet hat; so fahre ich auf meinem Schlitten, und da nehme ich dich mit.

Hannchen. Willst du, Karl?

Karl. Ganz gewiß! Der Vater hat ja den Schlitten für dich auch machen lassen.

Hannchen. Ach, ja! — So komm und laß uns spielen. —

Nach einigen Tagen, da es recht viel geschneyet hatte, gieng die Fahrt vor sich. Schnell, wie ein Pfeil, schossen sie mit ihrem Schlitten vom Berge herab, und sobald sie herab waren, liefen sie auch mit den Schlitten wieder hinauf. Da sie nun eine Stunde lang gefahren hat-

ten fieng Hannchen an herum zu trippeln, und sagte: mich friert!

Mich auch! sagte Karl.

Gut! sagte der Vater, welcher sie begleitet hatte, so wollen wir nach Hause gehen.

Auf dem Wege sagte Karl: wenn ich nur meine Füsse nicht erfroren habe!

Auf der Schlittenbahn, sagte der Vater, hast du sie nicht erfroren, nimm dich nur in Acht, daß du sie nicht in der Stube erfrierst.

Wie kann ich sie in der Stube erfrieren? fragte Karl. Und der Vater sagte: wenn du aus der Kälte gleich an den heissen Ofen läufst.

Dieß merkten sich die Kinder. Und als sie in die Stube kamen, traten sie nicht um den Ofen, sondern an das Fenster, da schadete ihnen die Schlittenfahrt nichts, und das Essen schmeckte ihnen recht gut.

Der Maulwurf.

Gustav hatte von seinem Vater einige Beete geschenkt bekommen, auf welche er pflanzen konnte, was er wollte. Diese machten ihm viel Freude. Täglich war er ein Paar Stunden bey denselben, bepflanzte, begoß, gätete sie, und wenn er nicht wußte, was er an denselben vornehmen sollte; so saß er wenigstens dabey, und freuete sich über die Pflanzen, die darauf wuchsen. Dieß-

mal

mal hatte er sie mit Erbsen, Bohnen, Gurken, Nelken, Levkojen und Aurickeln bepflanzt.

Nun bekam er aber in seinem kleinen Garten einen Gast, der ihm gar nicht angenehm war. Es war ein Maulwurf. Dieser machte böse Wirthschaft; bald wühlte er die Erbsen, bald die Bohnen um, die Gurken ließ er gar nicht aufkommen. Dieß machte dem Gustav vielen Verdruß.

Einmal kam er auch des Morgens, um seinen Garten zu besehen — da — da hatte der Maulwurf seine lezten Gurken umgewühlt.

Da fieng er an bitterlich zu weinen. Sein Vater hörte es, sprang herzu, und rief: was fehlt dir Gustav?

Gustav. Ach! sieh nur, Vater! was mir der böse Maulwurf für Verdruß macht. Den ganzen Garten hat er durchwühlt. Auch die lezten Gurken, die ich noch hatte, hat er diese Nacht umgewühlt.

Vater. Armer Gustav! aber sag mir nur: geht denn der Maulwurf weg, wenn du weinst?

Gustav. Nein!

Vater. Bekommst du denn durch das Weinen deine Pflanzen wieder?

Gustav. Ach diese bekomme ich nicht wieder.

Vater. Nun da hilft dir ja das Weinen zu nichts.

Gustav. Man kann aber doch das Weinen nicht lassen.

Vater. Wenn es aber zu nichts hilft: so

wäre

wäre es doch wohl besser, wenn du nicht mehr weintest, und lieber nachdächtest, wie du ihn bekämest.

Gustav. Wie soll ich denn das anfangen?

Vater. Willst du den Maulwurf haben?

Gustav. O ja, Vater!

Vater. Gut! morgen, ehe du zu Tische gehst, soll er in deiner Gewalt seyn.

Gustav. Das soll mir lieb seyn. Da sollt er es fühlen, wenn ich ihn bekomme; das Herz aus dem Leibe reiß ich ihm.

Vater. Das wollte mein guter Gustav thun?

Gustav. Ja! der Kerl hat es ja verdient.

Vater. Er hätte es verdient, daß ihm das Herz aus dem Leibe gerissen würde? Ich glaube es nicht. Weißt du denn, warum er in deinem Garten wühlt?

Gustav. Das hast du mir einmal gesagt. Er wühlt, weil er Würmer sucht.

Vater. Und deswegen willst du ihm das Herz aus dem Leibe reissen?

Gustav. Deswegen nicht, sondern weil er meine Gewächse umwühlt.

Vater. Meynst du denn, daß er deine Gewächse sieht, wann er unter der Erde wühlt.

Gustav. Das glaube ich freilich nicht.

Vater. Also darfst du ihm deswegen auch nicht das Herz aus dem Leibe reissen: weil er dir, ohne sein Wissen, Schaden thut.

Gustav. Aber tödten darf ich ihn doch wohl.

Vater. Ja das darfst du. Der Mensch hat ein Recht, die Thiere zu tödten, die ihm Schaden thun.

Dabey blieb es nun, und Gustav nahm sich vor, daß er den Maulwurf nicht martern wolle, wenn er ihn in seine Gewalt bekäme.

Nach Tische gieng Gustav mit seinem Vater auf das Feld. Sie suchten Blumen, um sie zu Hause zu betrachten. Auf einmal rief Gustav: sieh da, Vater! und gleich sprang er auch fort, haschte mit der Hand nach etwas, fieng es und rief: He, Vater! ich habe ihn!

Vater. Was hast du denn?

Gustav. Einen Maulwurf.

Vater. Da bist du ja ein ganzer Jäger.

Gustav. Aber, Vater! was ist denn das? der Maulwurf hat ja nur zwey Beine.

Vater. Nur zwey Beine? dieß kann ich nicht glauben. Zeig ihn her!

Gustav. Sieh nur! hier sind die hintern Beine; aber wo sind denn die vordern?

Vater. Ach! das ist doch abscheulich! die vordern Füsse hat ihm ein dummer Mensch abgeschnitten.

Gustav. Und warum denn?

Vater. Vermuthlich weil er nicht wußte, daß der Maulwurf nur deswegen wühle, um Würmer zu suchen, und glaubte, er thäte es um die Wiesen zu verderben. Sieh nur wie das arme Thier leidet! bedenke selbst, Gustav! wie dir

zu Muthe seyn würde, wenn dir ein grausamer Mensch die Hände abhiebe!

Gustav. Aber, Vater! was sollen wir mit dem armen Thier thun?

Vater. Das Beste ist, daß wir die Qualen des armen Thieres endigen. Lege es auf die Erde.

Nun sezte der Vater den Absatz seines Stiefels auf des Maulwurfs Kopf und zerquetschte ihn. Und was that Gustav? er fiel dem Vater um den Hals, weinte und sagte: lieber Vater! niemals will ich ein Thier quälen.

Dieß hoffe ich auch von meinem lieben Gustav, sprach der Vater. Den folgenden Morgen gieng Gustav wieder in seinen Garten. Da kam ihm der Gärtner entgegen, hielt den Maulwurf in der Hand und sagte: Hier ist der schlimme Gast, der deinen Garten durchwühlte. Ich habe ihn gefangen und tod gemacht; gemartert habe ich ihn aber nicht.

Das Vogelnest.

Gustav war mit seinem Vater in Garten. Er gieng bey einer Johannisbeerhecke, sich etwas abzupflücken. Da hatte sich ein Henfling ein Nest gebauet, und saß eben auf seinen Eyern.

Husch flog der Vogel fort, da Gustav kam.

Vater, Vater, rief Gustav; bald hätte ich

einen

einen Vogel gefangen! Da ist er hingeflogen! Sehen sie hier das Nest, und die kleinen artigen Eyer! Ach, die will ich nehmen, und damit spielen! —

Vater. Nein, lieber Junge, laß sie liegen. Der alte Henfling sezt sich wieder darauf, und wärmt sie so lange, bis die jungen Vögel auskommen. Die sollst du dann sehen; das wird dir mehr Freude machen, als wenn du dem armen Vogel jezt seine Eyer nimmst, und sie zerbrichst.

Gustav. Ach, ja lieber Vater!

Hernach gieng Gustav alle Tage hin, und sahe die Eyer. Endlich kamen die Jungen aus; und er hatte die Lust, den ganzen Sommer sie im Garten zu sehen; wie sie anfangs sich von den Alten füttern liessen, und hernach sich selbst ihr Futter suchten, da sie grösser wurden.

Oft sagte ihm dann sein Vater, wenn er sich über die Vögel freuete: Siehe, mein Junge, wie diese Thierchen auch ihre Jungen ernähren und für sie sorgen; eben so wie ich und deine Mutter für dich und deine Brüder sorgen. Macht dir das nicht mehr Freude, als wenn du ihnen die Eyer zerbrochen hättest?

Der Papagai.

Der Papagai hat grüne, rothe, gelbe und blaue Federn, und einen dicken krummen Schnabel. Er macht den Menschen vieles nach. Er lacht

lacht, er seufzt, er klatscht mit der Zunge, und lernt auch reden.

Ein Kaufmann hatte einen schönen Papagai, der reden konnte. Zum Kaufmann kam alle Tage ein Barbier, der hieß Markus. Wenn dieser Barbier fort gieng, so sagte der Kaufmann allemal zu ihm: Leb' er wohl, Herr Markus! Diese Worte hatte der Papagai auch sprechen gelernt.

Einstmals fieng die Katze den Papagai bey dem Flügel, wollte ihn zur Thüre hinaus tragen und tod beissen; da kam Herr Markus zur Thüre hinein. — Leb' er wohl, Herr Markus! schrie der Papagai. Da lief der Barbier geschwind zu, haschte die Katze, und nahm ihr den Papagai wieder ab.

So blieb das artige Thier leben, weil es reden konnte. Aber der Papagai versteht nicht, was er redet.

Der Hamster.

Der Hamster ist ein braunes Thier, so groß, wie ein Ratte.

So lange die Sonne am Himmel ist, liegt er ganz ruhig in seinem tiefen Loche unter der Erde.

Wenn es aber dunkel wird, so gehet er heraus aufs Feld.

Da

Da holt er sich Waitzenähren und Kornähren, Erbsen und Wicken; er steckt alles in seine weiten Backentaschen, und trägt es nach Hause.

Zu Hause drückt er die Körner aus den Aehren, und die Erbsen und Wicken aus den Schaalen.

Die Körner hebt er sich in seinem Loche auf; aber die leeren Aehren und Schaalen wirft er zum Loche hinaus.

Er ist sehr wild, und zankt sich mit allen Thieren herum. Er beißt Hunde und Katzen, und auch die Menschen.

Wenn ihm Ratten oder Mäuse begegnen, so beißt er sie tod, und frißt sie.

Im Winter schläft er.

Der Strauß.

Welches ist der gröste Vogel?

Der gröste Vogel ist der Strauß.

Er ist so hoch wie ein Mann, der auf einem Pferde sitzt.

Am Halse und an der Brust hat er Haare; am Leibe, an den Flügeln und am Schwanze hat er Federn.

Seine Beine sind nackend.

Er kann nicht fliegen, weil er so schwer ist, und weil er kurze Flügel hat: er kann aber recht schnell laufen.

Er legt sehr grose Eyer.

— ** —

Der Elefant.

Der Elefant ist das gröste Thier auf der Erde.

Der Elefant ist so hoch, wie eine Stube.

Er sieht grau aus. Seine Füsse sind wie Säulen.

Er ist so stark, daß er einen hölzernen Thurm mit dreißig Menschen tragen kann.

Aus dem Rachen stehen ein Paar grose, weise Zähne; davon macht man Elfenbein.

Er frißt gerne Blätter.

Er säuft aber auch gerne Brantwein.

Er hat einen Rüssel; den kann er brauchen, wie der Mensch seine Hand. Er kann das kleinste Stück Geld damit aufheben, Blumen abpflücken, Knoten aufmachen, Pfropfe aus gläsernen Flaschen ziehen, u. s. w.

Mir ist ein Thier bekannt, das Eyer legt, die den Vögeleyern ähnlich sind, das dennoch auf vier Füssen geht, aber vielmehr langsam fortkriecht, im Wasser und auf dem Lande leben kann, und das mit einer harten Schaale versehen ist. Wofür haltet ihr es?

Antwort. Für eine Schildkröte. —

Ganz recht, denn das ist Eyerlegend, vierfüssig, zweylebig und mit einer harten Schale bedeckt. —

Die Welt.

Die Erde ist sehr gros.

Alle Bäume und Thiere sind auf der Erde,

Alle Menschen sind auf der Erde,

Alle Häuser, Dörfer und Städte sind auf der Erde.

Die Sonne ist nicht auf der Erde,

Denn die Sonne schwebt über dem Kopf der Menschen, und die Erde zu den Füssen der Menschen.

Aber die Sonne scheint auf die Erde.

Wenn die Sonne scheint, wird es helle auf der Erde.

Wenn die Sonne nicht scheint, wird es dunkel auf der Erde.

Wenn die Sonne scheint, wird es warm auf der Erde.

Wenn die Sonne kömmt, wird es Tag auf der Erde.

Wenn die Sonne verschwindet, wird es Nacht auf der Erde.

Nicht immer am Tage sieht man die Sonne, denn die Sonne wird oft durch die Wolken verdunkelt.

Wenn die Sonne durch die Wolken verdunkelt wird,

dann ist der Tag trübe.

Wenn die Sonne nicht durch Wolken verdunkelt wird,

dann ist der Tag heiter und hell.

Die Wolken sind nicht auf der Erde, sie sind über der Erde;

Die Wolken sind in der Luft.

Durch die Luft kann man die Sonne sehen, wenn keine Wolken in der Luft sind.

Wenn die Wolken in der Luft sind, kann man die Sonne nicht sehen.

Bey Nacht kann man die Sonne auch nicht sehen.

Aber bey Nacht kann man in der Luft doch etwas sehen.

Bey Nacht sieht man die Sonne nicht, aber man sieht bisweilen den Mond.

Auch die Sterne sieht man bey Nacht.

Wenn die Wolken in der Luft sind, sieht man den Mond nicht bey Nacht.

Auch die Sterne sieht man nicht bey Nacht, wenn die Wolken in der Luft sind.

Die Nächte sind hell, wenn keine Wolken in der Luft sind.

Die Nächte sind trübe, wenn Wolken in der Luft sind.

Bey heller Nacht scheint immer der Mond.

Bey heller Nacht flimmern die Sterne immer in der Luft.

Bey trüber Nacht sieht man den Mond und die Sterne nicht.

Die Sonne, der Mond und die Sterne schweben in der Luft.

Die Luft, wo die Sonne der Mond und die Sterne schweben, heißt der Himmel.

Wenn die Luft rein und ohne Wolken ist, ist der Himmel heiter.

Wenn Wolken in der Luft sind, so ist der Himmel trübe.

Die Wolken stehen nicht still in der Luft.

Aber die Wolken gehen auch nicht von selbst, wie die Menschen von selber gehen.

Der Wind treibt die Wolken in der Luft.

Die Wolken enthalten Wasser in sich.

Wenn die Wolken ihr Wasser fahren lassen, dann regnet es.

Wenn es regnet, scheinen die Sonne der Mond und die Sterne nicht.

Aber wenn gleich die Sonne, der Mond und die Sterne nicht scheinen, so sind sie doch.

Alles, was ist, gehört zur Welt.

Die Sonne der Mond und die Sterne gehören zur Welt.

Auch die Erde, und alles, was auf der Erde ist, gehört zur Welt.

Die Welt ist das Gröste, denn sie enthält alle Dinge.

Auf der Erde sind viele Orte.

Kein Ort auf der Erde sieht einem andern Ort gleich;

denn der Berg sieht sich anders an als das Feld.

Der Ort, wo das Wasser fließt, heißt ein Thal.

Die Berge sind hoch.

Die Thäler sind tief.

Ueberall, wo Berge sind, sind auch Thäler.

Wo keine Berge sind, giebt es auch keine Thäler.

An manchen Orten giebt es sehr hohe Berge.

Wo es sehr hohe Berge giebt, sind auch sehr tiefe Thäler;
denn Berge und Thäler sind immer beysammen.

Das Wasser welches im Thal fließt, heißt ein Bach.

Der Bach im Thal ist nicht breit;
denn der Mann im Thal schreitet mit dem Fuß über den Bach.

Das Wasser im Bach steht nicht still, sondern es fließt.

Vieles Wasser, welches an einem Ort fließt, ist ein Fluß.

Ein Fluß ist breiter, als ein Bach,
denn man kann mit den Füssen wohl über den Bach schreiten,
aber nicht über einen Fluß.

Das gröste Wasser, welches die Erde umfließt, ist das Meer.

Alle Flüsse fliessen ins Meer.

Wenn Gras an einem Ort im Thal wächst, so ist an dem Ort eine Wiese.

In den Thälern giebt es viele Wiesen.

Wenn Wasser auf einem Grasfleck steht, so ist das ein Sumpf.

Der Ort wo viele Bäume stehen, heißt ein Wald.

Es giebt viel Wälder auf der Erde.

In Wäldern leben viele Thiere.

Auf der Erde sind viele Dinge.

Die Dinge auf der Erde sind verschieden.

Die Steine, Pflanzen und Thiere sind verschiedene Dinge.

Der Stein wächst nicht, aber die Pflanze wächst.

Die Pflanze ist also verschieden von dem Stein.

Die Blume gehört zu den Pflanzen.

Die Blume wächst.

Die Steine sind keine Pflanzen.

Die Steine wachsen auch nicht.

Die Bäume gehören zu den Pflanzen.

Die Bäume wachsen.

Die Pflanzen wachsen nicht allein, sie blühen auch.

Der Kirschbaum gehört zu den Pflanzen, der Kirschbaum blüht auch.

Die Steine sind keine Pflanzen, die Steine blühen auch nicht.

Die Pflanzen blühen nicht allein, sie tragen auch Früchte.

Der Aepfelbaum gehört zu den Pflanzen, darum trägt der Aepfelbaum auch Früchte.

Die Früchte, die der Aepfelbaum trägt heiſsen Aepfel.

Der Kirſchbaum trägt Kirſchen.

Aepfel und Kirſchen laſſen ſich eſſen, denn ſie ſind ſaftig, und wenn ſie reif ſind, für Geſunde und Kranke eine geſunde Speiſe.

Steine kann niemand eſſen, denn ſie ſind hart und nähren nicht.

Alle Bäume die Früchte tragen, ſind Fruchtbäume.

Die Frucht, welche die Bäume tragen, heißt das Obſt.

Die Thiere auf der Erde wachſen nicht, wie die Pflanzen.

Die Thiere leben und bewegen ſich ſelbſt.

Der Stein lebt nicht, und bewegt ſich nicht ſelbſt.

Das Rad am Wagen bewegt ſich nicht ſelbſt, es wird durch die Pferde bewegt, die vor den Wagen geſpannt ſind.

Der Baum bewegt ſich auch nicht ſelbſt, denn er iſt kein Thier, und die Thiere können ſelber gehen.

Der Hund geht mit dem Jäger in den Wald, aber der Wald kann nicht, wie der Jäger und der Hund gehen;

Denn der Wald beſteht aus Bäumen, die können nicht gehen, weil ſie keine Thiere ſind.

Die

Die Thiere müssen essen und trinken,
damit sie leben können.

Der Vogel ist ein Thier.

Der Vogel muß auch essen und trinken,
damit er leben kann.

Wenn der Vogel essen will, dann hungert er.

Wenn der Vogel trinken will, dann durstet er.

Der Baum, auf dem der Vogel sitzt,
hungert und durstet nicht,
denn er ist kein Thier.

Wenn die Thiere lange gelebt haben,
so werden sie alt und sterben endlich.

Ein todes Thier kann nicht mehr essen und
trinken.

Ein todes Thier kann nicht mehr sehen,
hören, riechen und fühlen.

Ein todes Thier kann sich nicht mehr bewegen.

Der tode Vogel ißt und trinkt nicht mehr.

Das tode Pferd zieht den Wagen nicht mehr.

Der tode Hund kann mit dem Jäger
nicht mehr in den Wald gehen.

Auch die Menschen sind auf der Erde.
Das Kind weiß gleich, ob es ein Thier
oder ein Mensch ist, wenn jemand kommt.

Das Kind erkennt einen Menschen an seiner Ge-
stalt.

Denn ein Mensch sieht anders aus, als ein
Thier.

Das Kind erkennet einen Menschen auch an seiner Stimme.

Denn ein Mensch kann reden,
aber ein Thier kann nicht reden,
weil es kein Mensch ist.

Der Mensch kann die Thiere fangen,
denn die Thiere wissen es nicht,
wenn sie ein Mensch fangen will.

Aber der Mensch weiß es, wenn er einen Vogel fangen will.

Ein Mann hatte einen Vogel gefangen.

Der Mann dachte: ich will den Vogel fangen.

Als der Mann gedacht hatte,
daß er den Vogel fangen wollte,
machte er ein Netz,
und fieng den Vogel darin.

Der Vogel konnte nicht denken.

Denn sonst hätte der Vogel gedacht:
ich will nicht in das Netz des Mannes fliegen.

Der Mann dachte durch seinen Verstand.

Das Thier hat keinen Verstand,
denn das Thier kann nicht denken.

Der Hund kann nicht denken,
denn er ist kein Mensch, sondern ein Thier.

Der Mensch kann mit seinem Verstand auch lernen.

Wenn das Kind gelernt hat, weiß es etwas.

Das Kind, das recht viel lernt, hat viel Verstand.

Das Kind das wenig lernt, hat nicht viel Verstand.

Alle gute Kinder wollen recht viel lernen, denn das Lernen ist etwas Gutes, und ist sehr nützlich.

Alle Menschen leben auf der Erde, damit sie recht viel Verstand haben sollen.

Mensch und Thier.

Ich habe einen Leib, welcher dem Leibe der Thiere ähnlich ist. Ich kann sehen, hören, riechen, schmecken und fühlen, wie die Thiere.

Aber die Thiere können nicht reden, wie ich; sie können auch nicht lesen, wie ich jezt thue! noch viel weniger so wie ich, verstehen, was gesagt oder geschrieben ist.

Ich kann reden, lesen und verstehen, weil ich, eine vernünftige Seele, durch Unterricht verständig werde.

Die Thiere brauchen keine Kleidung für ihren Leib, wie ich, denn sie haben entweder Haare oder Federn, oder sonst eine natürliche Decke, welche sie gegen die Witterung schützt.

Ich trage Kleider, weil ich sonst von der Kälte und Hitze leiden würde, und weil es nicht anständig ist, ohne Kleider sich öffentlich sehen zu lassen.

Die Kleidung kann ich mir nicht selber machen. Denn meinen Hut hat der Hutmacher gemacht.

macht. Dazu nahm er Wolle von Schaafen und Haare von Hasen und einigen andern Thieren.

Mein Hemde hat meine Mutter mit der Schere zugeschnitten, und mit der Nähnadel genähet.

Die Leinewand dazu machte der Leineweber aus Garn, welches die Spinnerin aus Flachs gesponnen hatte.

Der Flachs ist sehr mühsam zubereitet worden. Er wächst in Halmen aus Leinsamen, den man gesäet hat.

Meinen Rock, meine Weste und Beinkleider hat der Schneider verfertigt. Das Tuch machte der Tuchmacher aus Wolle, welche zuvor gesponnen werden mußte. Der Tuchscherer schor das Tuch, und der Färber färbte es.

Die Strümpfe werden entweder von Garn, oder von Wolle, oder Baumwolle, oder auch von Seide gemacht. Die Baumwolle ist viel zarter, als Schaafwolle, und wächst in Nüssen auf Bäumen oder Stauden, aber weit von hier in wärmern Ländern. Die Seide wird von der Seidenraupe gesponnen, welche man nur mit Mühe hier ziehen kann. — Meine Strümpfe hat nicht der Strumpfweber gewebt, sondern meine Schwester hat sie mit der Stricknadel gestrickt.

Meine Schuhe hat der Schuster gemacht, aus Leder, welches der Gerber aus Kalb und Ochsenhäuten zubereitet hat.

Meine Schnallen sind vom Gürtler verfertiget, aus Metall, welches die Bergleute aus der Er-

Erde gegraben haben. Es ist aber nicht gleich so glänzend, wenn es aus der Erde kommt, sondern es muß erst mit vieler Mühe gereiniget werden.

Also haben für mich gearbeitet: der Hutmacher, der Leineweber, die Spinnerin, der Schneider, der Tuchmacher, der Tuchscherer, der Färber, der Schuhmacher, der Gürtler, der Bergmann und noch mehrere andere Leute.

Alle diese Leute haben für Geld gearbeitet; sie brauchen Geld, um sich andere Sachen, deren sie bedürfen, dafür zu kaufen.

Meine Eltern haben mir meine Kleider für Geld kaufen müssen, und sie müssen das Geld auch durch Arbeit verdienen: also haben meine Eltern eigentlich für mich gearbeitet. Sie sind meine größten Wohlthäter.

Ich kann mir durch Arbeit noch nichts verdienen, denn ich bin theils zu schwach, theils zu ungeschickt dazu. Wann ich aber älter bin, und etwas nützliches gelernt habe; so kann ich entweder durch Handarbeit, oder durch eine Kunst so viel verdienen, wie ich zur Nahrung oder Kleidung brauche.

Denn noch nothwendiger als die Kleidung, ist Essen und Trinken für meinen Leib. Ich kann nicht ohne Beschwerde 24. Stunden hungern und dursten.

Wasser ist das gesundeste und wohlfeilste Getränk, um den Durst zu stillen; und Brod die gesun-

sundeste und wohlfeilste Nahrung, um den Hunger zu befriedigen.

Wann ichs aber haben kann, so esse ich auch Fleisch und Zugemüse, und trinke Bier; denn es ist wohlschmeckender und nahrhafter, als Brod und Wasser, aber auch theurer.

Wer Fleisch essen und Bier trinken will, muß so viel Geld haben, daß er es auch bezahlen kann; also auch viel arbeiten. Wer wenig arbeitet, der muß auch nur wenig ausgeben und kaufen. Wer gar nicht arbeitet, bekommt gar kein Geld: er muß also verhungern, wenn nicht andere fleissige Leute ihm von dem Ihrigen etwas schenken, oder wenn er nicht sehr viel geerbt hat.

Wenn man noch nicht arbeiten kann, so wie zum Beispiel ich, dann muß man mit jeder Kost vorlieb nehmen, welche satt macht und eßbar ist. Denn es ist ja Wohlthat, daß andre für mich arbeiten; und Wohlthaten darf man nicht verachten, wenn sie auch gering sind.

Nicht alle Arbeiten werden gleich gut bezahlt; wer nur durch seine Leibeskräfte andern nützlich seyn kann, der erhält einen geringern Lohn, als der, welcher durch erworbene Geschicklichkeit nützt. Der Holzhacker bekommt für den ganzen Tag vier Groschen; und der Mann, der meiner Mutter neulich eine Ader öffnete, bekam auch vier Groschen, ob er gleich nicht eine halbe Stunde Zeit dazu brauchte.

Tagelöhner sind sehr nützlich; und solche Leu-

te, die nützlich sind, muß man nicht verachten. Sie können recht glücklich seyn, wenn sie auch nicht alle Tage Fleisch essen und Bier trinken. Denn Gesundheit und frober Muth macht glücklicher, als köstliches Essen und Trinken.

Aber doch sind diejenigen noch nützlicher, die durch ihre Geschicklichkeit für sich und andere Menschen Nahrung und Kleidung bereiten können. Darum wird ihre Arbeit auch besser bezahlt, als die Arbeit der Tagelöhner.

Wir Kinder wollen immer lieber spielen, als lesen und schreiben lernen, weil alle Arbeit anfangs beschwerlich ist; aber mit Spielen kann man kein Geld verdienen, und wir werden also künftig für einen geringen Tagelohn arbeiten müssen, wenn wir nichts lernen, wodurch wir andern nützlicher werden können, als durch Handarbeit.

Wann ich zwey Schüsseln vor mir sehe, die eine mit einer Wassersuppe, die andere mit einem Gerichte Fleisch und Zugemüse angefüllt, so werde ich wohl nach der leztern greifen, wenn ich darf. Durch Fleiß und Geschicklichkeit kann ich in den Stand kommen, daß ich mehr als Brod und Wasser, zu meiner Nahrung habe; denn dem Fleissigen fehlt es nie.

Wenn ich mich satt gegessen habe, so ist mir wohl zu Muthe, und ich befinde mich besser, als wenn ich hungrig bin. Mein Leib wird durch die Speisen genährt und gestärkt, und ich kann alsdann auch rasch arbeiten.

Man braucht bey einer Mahlzeit kaum eine Stunde zum satt werden, wenn man mässig isset. Die übrige Zeit des Tages kann also zum Arbeiten angewendet werden. Bey verständigen Leuten ist Essen und Trinken nur Mittel, aber nicht Zweck des Lebens.

Die Vögel bauen Nester, und die andern Thiere graben Löcher oder Höhlen, worinnen sie sich, vornehmlich wenn sie schlafen und Junge haben, aufhalten. Was bauen sich die Menschen dafür?

Unsre Wohnungen bauen wir von Holz und Steinen, Kalk und Sand. Eisen, Blei, Glas braucht man auch, wenn man ein Haus bauen will.

Zu kleinen Häusern und Ställen nimmt man anstatt der Steine oft nur Lehm.

Könnt ihr mir wohl die vornehmsten Theile eines gewöhnlichen Hauses nennen? Sehet um euch her und sagt mir, jedes das, was ihm einfällt!

Friedericke. Die Wände oder Mauern.

Ferdinand. Die Fenster, sonst würde es finster im Hause seyn.

Siegmund. Das Dach; sonst würde es ins Haus regnen und schneyen.

Sophie. Der Fußboden und die Decke.

Konrad. Stuben und Kammern zum Aufenthalt für die Menschen und zur Verwahrung des Geräths.

Klaus.

Klaus. Die Küche, wo man die Speisen zurichtet.

Regine. Der Keller, wo man die Milch und das Bier aufhebt, damit sie im Sommer nicht matt werden und im Winter nicht frieren.

Lehrer. Ihr habt ganz gut erzählt; aber ein Hauptstück habt ihr vergessen. Gewiß, wenn das einem Hause fehlt; so weiß ich nicht, wie man hinein und hinaus kommen soll?

Alle Kinder zugleich: die Thüre, die Thüre!

L. Und noch eins: Wie soll man denn in die Oberstuben und auf den Boden kommen?

Konrad. Die Treppe!

L. Und endlich wollt ihr doch wohl in der Küche und in den Stubenöfen Feuer anzünden?

Ferdinand. Die Feuereffe, oder Schornstein.

L. Gut! Welche Theile des Hauses macht der Zimmermann?

Wer arbeitet sonst noch an einem Hause?

Was braucht der Maurer ausser den Steinen?

Welcher Werkzeuge bedient er sich?

Und der Tischler, womit arbeitet der?

Was muß er an einem neuen Hause machen?

Verfertigt der Schlosser nur die Schlösser an den Thüren, oder noch sonst etwas?

Wer macht die Fensterrahmen?

Wer die Beschläge daran? Wer setzt Scheiben ein?

Macht der Glaser auch das Glas?

Also er kauft es; aber von wem?

— ** —

Das Glas wird in Glashütten gemacht aus fein zerstoßnen Kieseln und Asche.

Wann nun der Zimmermann, der Maurer, der Schlosser, der Glaser das Ihrige an einem Hause gethan haben — ist es dann so weit fertig, daß es bewohnt werden kann? Seht euch einmal hier in der Stube um, ob nicht noch etwas da ist, was jene Leute nicht haben machen können? —

Recht; der Ofen. Diesen verfertiget?

Man kann aber auch eine Stube erwärmen, ohne daß man in einem Ofen einheitzt. Wißt ihr wohl wie? — Der Kamin wird vom Maurer gemacht, nnd also hat man dann keinen Töpfer nöthig.

Was für Gebäude bauet man noch ausser den Wohnhäusern? Nennt diejenigen, die ihr kennt und beschreibt sie. —

Gutes durch unsre Nebenmenschen.

Der Bauer baut das Feld, damit wir Korn erhalten; der Müller mahlt uns das Korn, und der Bäcker bäckt uns Brod daraus. Der Metzger schlachtet Ochsen, Schaafe, Schweine und verschaft uns Fleisch. Der Brauer brauet Bier aus Waitzen, Gerste und Hopfen. Durch den Gärtner erhalten wir Gartenfrüchte. — Der Tuchmacher macht uns Tuch. Der Schneider ver-

fer-

fertiget uns daraus Röcke, Westen, Beinkleider ꝛc. ꝛc. Der Leinweber macht uns Leinwand. Die Näthe rin macht uns aus Leinwand unsre Wäsche. Der Schuster macht uns Stiefeln, Schuhe und Pantöffel. Der Strumpfwirker bereitet Strümpfe. Der Färber färbt dieselben. Der Hutmacher macht uns Hüte. — Der Maurer, der Zimmermann, der Tischler, der Glaser, der Schmid, der Mahler arbeiten an unsrer Wohnung. — Der Tischler macht uns Tische, Bänke, Bettstellen, Schränke, Komoden ꝛc. ꝛc.; der Uhrmacher macht Uhren; der Töpfer Schüsseln, Teller, Töpfe; der Kupferschmid Kessel, Pfannen; der Klempner Leuchter, Durchschläge, Reibeisen; der Zinngieser, Teller, Schüsseln, Leuchter; der Schmid Schaufeln und Zangen ꝛc. ꝛc.

Vom Spielen und Arbeiten.

Viele Kinder sind schon unglücklich beym Spiel geworden, weil sie nicht vorsichtig genug waren. Auch unschuldige Spiele werden gefährlich, wenn man sich unbesonnen und leichtsinnig dabey beträgt. Hievon sollt ihr ein paar Exempel hören.

Einst übte sich eine Schaar von Knaben in mancherley Spielen, welche an sich nicht zu tadeln sind, weil sie den Körper stärken und ihn geschickt machen. Unter andern warfen sie mit

Steinen nach einem Ziele, in dessen Nähe eine Laube stand, worin ein fleissiger Jüngling saß, und studirte. Von ungefähr fiel nun ein ziemlich groser Stein in die Laube, dem jungen Menschen gerade ins Gesicht, und zerschmetterte ihm das Nasenbein. Er wurde zwar wieder geheilt, behielt aber doch eine undeutliche Aussprache, welches ihm sehr unangenehm war.

Ein noch gröseres Unglück begegnete einem Kinde, als es mit seinen Kammeraden das Soldatenspiel spielte. Sie warfen nehmlich einander mit kleinen Scherben und Steinchen, wovon eins dem Kinde in das Auge flog, so daß es wirklich um das Auge kam.

Bey einer gewissen Stadt pflegten sich die Kinder damit zu belustigen, daß sie von einem hohen Berge Steine herab ließen, die dann, je näher sie dem Fusse des Berges kamen, desto geschwinder liefen, und desto grössere Sprünge machten. Nun traf sichs einmal, daß zwey Kinder diesen Berg hinangiengen, da schon einige oben waren; sie konnten sich aber wegen der hervorstehenden Hügel einander nicht sehen. Als die beyden Kinder ohngefähr in der Mitte waren, setzte sich das eine nieder, um auszuruhen; indem kam ein Stein mit ausserordentlicher Schnelligkeit gerade auf das sitzende Kind heruntergerollt, und riß es mit fort, so daß es sich etlichemale überschlug, und das Genick brach. Die obenstehenden Kinder hatten nicht geglaubt, daß der Stein ein solches Unglück an-

anrichten würde, und bejammerten den Tod ihres jungen Freundes mit lautem Geschrey; aber sie waren doch nicht ganz ohne Schuld, weil sie sich bey ihrem Spiele nicht besser vorgesehen hatten, und deshalb wurden sie auch von der Obrigkeit bestraft.

Diese Spiele waren, wie gesagt, an sich unschuldig, und wurden nur schädlich, in so fern man nicht die nöthige Vorsicht dabey beobachtete. Allein es giebt auch Belustigungen, wobey selbst Erwachsene in Gefahr gerathen können, und auf diese sollten sich Kinder gar nicht einlassen. In dieser Hinsicht merkt euch folgende Lehren und Warnungen:

Alle Spiele mit Schießpulver und Feuerfangenden Sachen sind gefährlich. Schlüsselbüchsen, Terzerole, Pistolen und dergleichen Gewehre nehmt ja nicht in eure Hände.

Zu L. begrub man vor kurzem einen Knaben, der noch vor wenigen Tagen fröhlich und munter mit seinen Gespielen umhersprang. Die Eltern liessen die Kinder, weil sie draussen zu thun hatten, etwas allein. Unglücklicherweise geriethen diese auf den Einfall, aus der Stube eine Flinte zu holen, die der Vater kurz zuvor geladen hatte, um seine Kirschen gegen die Vögel zu sichern. Die Kinder wußten nicht, daß die Flinte geladen war, nahmen sie daher, und spielten damit. Ein kleiner Knabe legt die Flinte an, zieht los, und erschießt seinen 12jährigen Bruder, der auf ihn

zuspringt, und ihn das Gewehr wegnehmen will, damit kein Unglück geschehe.

Waget euch nicht aufs Eis, wann es noch nicht fest gefroren ist; auch nicht an tiefe Oerter, wo ihr Schaden nehmen könnt, wenn es einbricht; lauft auch nicht so wild darauf herum. Uebrigens ist es gut, wenn ihr dreist auf demselben gehen lernt.

Zwey Knaben kamen aus der Schule, und fragten einander, was sie für ein Spiel spielen wollten. Karl, der der Aelteste, aber nicht der Klügste war, sprach: Komm, wir wollen aufs grose Eis gehen und glitschen. Der kleine Wilhelm war klüger, und sagte: Karl, dahin gehe ich nicht mit. Es hat erst wenige Tage gefroren. Ich habe noch keinen grosen Menschen auf dem Eise gesehen. Du kannst ins Wasser fallen. — Doch Karl nahm seinen Anlauf. — Als er aber auf die Mitte kam, da brach das Eis; er kam zu Schaden und kaum wurde er, mit groser Mühe, noch gerettet.

In Kähnen auf dem Wasser fahren, ist kein Spiel für Kinder; man braucht dazu mehr Stärke und Geschicklichkeit, als Kinder haben können.

Wilhelm saß an einem Sonnabend vor der Thür, und wartete auf die Ankunft seines Vaters. Da kam Phil:pp, ein böser Knabe, und überredete ihn, mit an den Fluß zu gehen, und sich in einen Kahn zu setzen, der da angebunden war.

Philipp war so unbesonnan, den Kahn loszubinden; da er aber weder Kräfte noch Geschicklichkeit genug hatte, denselben zu regieren, so trieb ihn das Wasser weit vom Ufer weg, und die Knaben geriethen in Lebensgefahr.

Zum Glück sah ein Müller die Gefahr, und eilte mit einen andern Kahn ihnen zu Hülfe. Sie wurden gerettet, und Wilhelm, welcher Todesangst dabey ausgestanden hatte, erhielt noch dazu von seinem Vater eine verdiente Züchtigung, weil er sich hatte verführen lassen.

Wenn dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht!

Sehr gefährlich ist das Ueberschliessen über Kopf; man kann leicht das Genick dabey brechen.

Kinder müssen nicht auf wilden Pferden reiten wollen; auch nicht mit unbekannten Hunden scherzen.

Manche Kinder finden ein Vergnügen daran, sich untereinander zu balgen und zu ringen, um ihre Stärke zu probiren; aber schon oft ist dabey aus lachendem Spaß blutiger Ernst geworden.

Mit Hunden, Katzen, Vögeln oder andern Thieren zu spielen, daß es ihnen Schmerz verursacht, ist ein grausames Spiel; auch habe ich ein so gequältes Thier sich oft wüthend rächen gesehen.

Aus Muthwillen über breite Graben oder hohe Pfähle springen, hat oftmals traurige Folgen. Aber unter gehöriger Aufsicht und Anleitung diese

und ähnliche Leibesübungen mit Vorsicht anstellen, ist kein bloses Kinderspiel.

Lorenz war ein groser Freund vom Springen. Laßt uns einmal über einen Stock springen, sagte er zu den andern. Wenn sie doch den Stock in der Queere wo angebunden hätten. Aber so steckten sie ihn gerade in die Erde, und er war dazu oben spitzig. Einige kamen gut darüber. Lorenz aber sprang so unglücklich, daß er auf den Stock zu sitzen kam. Dieser war ihm durch den Unterleib gegangen, und hatte das Netz zerstossen, welches die Gedärme umgiebt. Da mußte er nun zeitlebens ein eisernes Bruchband tragen.

Alle zu sehr erhitzende Spiele, besonders wenn sie lange und anhaltend gespielt werden, sind gefährlich; dahin gehört auch das sonst unschuldige Ballspiel.

Am gefährlichsten sind aber die Spiele, welche Nachahmungen von den Künsten der Seiltänzer, Luftspringer und anderer Gaukler seyn sollen. Selbst diejenigen, die sich von Jugend auf darin geübt haben, und ihre Künste als Meister für Geld sehen lassen, büssen doch nicht selten ihr Leben dabey ein. Wie viel mehr wird dies der Fall seyn, wenn Kinder solche Wagestücke machen wollen. So versuchten einmal in einer gewissen Stadt einige Kinder, dergleichen Possen, die sie mit angesehen hatten, nachzuahmen. Sie giengen in der Absicht an einen abgelegenen Ort, um nicht gestöhrt zu werden, und fiengen

damit an, daß ein paar von ihnen probiren sollten, ob sie auch auf den Köpfen stehen könnten. Da diese aber das Gleichgewicht nicht halten konnten, so wurden sie von den Andern an einen Baum fest gebunden. Kaum waren sie einige Minuten in dieser Stellung, als ihnen das Blut aus dem Munde herabfloß. Vor Schrecken liefen die Uebrigen davon. Nun kamen zwar bald darnach Leute, und banden die unglücklichen Knaben los; aber es war zu spät, und die Knaben starben, aller angewandter Mittel ungeachtet. — Seyd daher ja klug in der Wahl eurer Spiele.

Kinder haben mehr Lust zum Spielen, als zum Arbeiten; aber wenn man den ganzen Tag spielt, so gewöhnt man sich leicht zum Müssiggange; man wird auch das Spielen bald überdrüssig.

Nur nach der Arbeit ist Spielen zur Erholung erlaubt und angenehm.

Kinder müssen also bey Zeiten lernen etwas Nützliches thun, das heißt: arbeiten. Man kann mit der Seele arbeiten, wenn man etwas Gutes lernt, und darüber nachdenkt; aber auch mit dem Leibe, wenn man allerley nützliche Dinge verrichtet. Kinder haben zwar noch nicht viele Kräfte; sie können dahero auch keine schwere Arbeit thun: aber es giebt dessen ungeachtet vieles, was sie mit Nutzen verrichten können.

Arbeitsame Kinder, z. B. gehen den Eltern

zur Hand in ihren Geschäften im Hause; sie ersparen ihnen manchen Gang; sie lernen auch wohl stricken und spinnen, und erleichtern dadurch den Eltern die Kosten, die sie auf ihren Unterhalt verwenden müssen. Dieß alles thun sie gern und willig, und werden dadurch vor dem Müssiggange und vor der Langenweile bewahrt.

Dorchen liebte die Arbeit, und gewöhnte sich sehr früh dazu. Ueberall gieng sie der Mutter zur Hand, wo sie nur konnte, und wenn sie die Mutter arbeiten sah, fragte sie immer: kann ich nicht auch helfen, liebe Mutter?

Wenn sie weiter nichts besonders zu thun hatte, so las sie die Späne im Holzstall und auf dem Hofe zusammen, und trug sie in die Küche; oder sie gätete das Unkraut von den bepflanzten Beeten im Garten aus; oder sie brachte im Hause, in der Stube, in der Küche, dies und jenes in Ordnung; und sahe nach ihren kleinen Geschwistern; oder sie suchte die Eyer zusammen, welche die Hühner bisweilen auf dem Boden, oder unter einem Strauch im Garten gelegt hatten. Kurz, sie that immer etwas Nützliches, unterdeß daß andere Kinder oft den ganzen Tag mit Spielen zubrachten.

Von ihrem fünften Jahre an trug sie keine andern Strümpfe, als die sie selbst gestrickt hatte. Eben so fleissig war sie im Spinnen, so daß sie in der Folge alle Jahr so viel zusammen spann, als sie zu einigen Hemden brauchte. Ihre li[illegible]

Beschäftigung war das Nähen. Als sie es erst recht gelernt hatte, nähete sie sich nicht nur alle die Sachen selbst, die sie brauchte, sondern sie machte sich ein Vergnügen daraus, auch für die Mutter und ihre Geschwister zu nähen.

Das alles that sie ungezwungen. Ihre Eltern hatten auch wohl so viel Vermögen, daß sie alles, was Dorchen that, hätten für Geld durch andere Leute können thun lassen; aber Dorchen hatte die Arbeitsamkeit von ihrer Mutter gelernt. Sie sah die Mutter den ganzen Tag nicht einen Augenblick müssig, hörte sie nie über zu viel Arbeiten klagen, und da ahmte sie der Mutter nach, ehe sie noch wußte, daß Arbeit besser wäre, als Müssiggang.

Was aber auch in diesem Hause für Vorrath an Leinen, Betten und andern Sachen war! Alle Kisten und Kasten waren voll. Dorchen hatte auch nachher die Freude, daß sie unter der Wäsche, Kleidung und dergleichen, welche sie, als sie erwachsen war, zu ihrer eignen Wirthschaft bekam, wenig fand, woran ihre Hände nicht gearbeitet hatten.

Dorchens Zuruf an ihre Schwestern.

Schwestern, laßt uns fleissig seyn —
Wir sind zum Fleiß gebohren.
Drum stellt nie die Arbeit ein;
Der Faule ist verlohren.
Nähen, sticken, spinnen, stricken,
Sittsam wandeln, redlich handeln,
Ist der Mädchen Schmuck und Ehr'!
Mädchen! merkt euch diese Lehr'!

Schwestern; laßt uns mässig seyn!
Denn dieß erhält das Leben.
Maaß und Arbeit kann allein
Glück, Gesundheit geben.
Nähen, sticken, spinnen, stricken,
Sittsam wandeln, redlich handeln,
Ist der Mädchen Schmuck und Ehr'!
Mädchen! merkt euch diese Lehr'!

Schwestern laßt und freundlich seyn!
Laßt jedermann uns lieben!
Nebst der Arbeit soll's uns freun,
Artigkeit zu üben.
Nähen, sticken, spinnen, stricken,
Sittsam wandeln, redlich handeln,
Ist der Mädchen Schmuck und Ehr'!
Mädchen merkt euch diese Lehr'!

Die kleine Strickerin.

Ich stricke mein Strümpfchen,
Und singe dazu;
Und hab ich gestricket,
So läßt man mir Ruh.

Und bin ich recht fleissig
Am Abend und früh:
So giebt mirs Mamachen
Bonbon und Biscuit.

Die garstigen Jungen,
Die schlagen und schrey'n;
Ich aber bin fleissig,
Bleib immer allein.

Durch Müssiggang wird man
Für wahr! nicht gescheidt;
Drum hat's auch schon mancher
Im Alter bereut.

Die Sinne.

Die Kenntnisse, welche wir durch die fünf Sinne erlangen — Verbindung mehrerer Sinne um ein Ding besser zu erkennen — Vortheile, welche uns jeder unserer Sinne, und alle zusammen verschaffen. *)

Der

*) Siehe Verstandesübungen 1. B. S. 192. u. f. w.

Der Mensch empfindet, das heißt, er erkennet gegenwärtige Dinge, durch die äussern Sinne.

Jeder gesunde Mensch hat fünf Sinne. Diese sind das Gesicht, das Gehör, der Geruch, der Geschmack, das Gefühl.

Die Augen sind das Werkzeug zum Sehen, die Ohren sind das Werkzeug zum Hören, die Nase ist das Werkzeug zum Riechen, die Zunge nebst dem Gaumen ist das Werkzeug zum Schmecken; zum Fühlen haben wir aber keinen besonderes Werkzeug, sondern wir fühlen an dem ganzen Leibe

Sehen heißt also mit den Augen empfinden; Hören heißt mit den Ohren empfinden; Riechen heißt mit den innern Nerven der Nase empfinden; Schmecken heißt mit der Zunge und dem Gaumen empfinden; Fühlen heißt mit den übrigen Nerven des ganzen Leibes empfinden.

Durch das Gesicht erkennen wir, wenn es hell genug ist und unsre Augen, als das Werkzeug zum Sehen, nicht fehlerhaft sind, die Farbe, Figur und Gröse eines Dinges.

Es darf aber nicht sehr weit von uns entfernt seyn, weil es uns sonst kleiner erscheint, daher wir auch ein Ding, wenn es sehr klein ist, den Augen näher zu bringen pflegen, damit wir es desto besser sehen; es darf uns aber auch nicht sehr nahe und dabey sehr groß seyn, weil wir es sonst nicht ganz übersehen können.

Durch das Gehör unterscheiden wir die Töne

von

von einander; je weiter aber der Schall von uns entfernt ist, desto schwächer wird derselbe. Wir müssen also, wenn wir z. B. die Töne eines Sprechenden unterscheiden wollen, nicht weit von demselben entfernt seyn.

Durch den Geruch, welcher in die Nase steigt, erkennen wir, ob etwas angenehm oder unangenehm rieche.

Durch den Geschmack erkennen wir, ob etwas süß, oder sauer, oder salzig, oder bitter, oder herbe schmecke.

Durch das Gefühl erkennen wir, ob ein Ding hart oder weich, warm oder kalt, trocken oder naß, schwer oder leicht, rauh oder glatt, scharf oder stumpf, rund oder eckigt, eben oder höckerig, plan oder erhaben, fein oder grob, rauh oder zart sey.

Um ein Ding desto besser zu erkennen, gebrauchen wir oft mehr als einen Sinn, z. B. wenn wir Wein und Wasser unterscheiden wollen ꝛc.

Jeder Mensch hat Ursache froh zu seyn, daß er Augen hat, mit welchen er sehen kann; denn wenn wir des Gesichts beraubt, d. i. blind, wären, so würden wir, wenn wir allein von einem Orte zum andern gehen wollten, in beständiger Gefahr seyn zu fallen oder anzustossen; auch würden wir mancher Gefahr, wovor wir schon durch das Gesicht gewarnt werden, nicht ausweichen, und viele andere Dinge, welche ein Sehender thut, nicht thun können. Jeder muß also für die-

diesen Sinn vorzüglich Sorge tragen, so viel er kann, daß er ihn nicht schwäche oder gar verliere. Wer aber doch so unglücklich ist, blind zu seyn, der muß seine übrigen Kräfte und Vortheile mehr brauchen, um sich sein Unglück erträglicher zu machen.

Wenn wir des Gehörs beraubt, das ist, taub wären, so würden wir des angenehmen Umgangs mit andern Menschen entbehren müssen; auch würden wir das entzückende Vergnügen des Gesanges und der Musik nicht geniessen können. Deswegen müssen wir uns in Acht nehmen, daß wir auch diesen Sinn nicht verletzen.

Auch der Geruch ist von sehr groser Dienlichkeit für uns; denn der Geruch wohlriechender Blumen, Kräuter ꝛc. verschaft uns ein groses Vergnügen. Durch den Geruch werden wir aber auch oft vor einer nahen Gefahr, welche unserm Körper drohet, zeitig gewarnet; auch werden wir durch diesen Sinn, welcher mit dem Geschmacke auf das genaueste verbunden ist, sehr oft vor Schaden, welchen wir an unserer Gesundheit leiden könnten, bewahret, weil wir oft blos durch den Geruch entdecken können, ob uns etwas unangenehm oder schädlich sey.

Wenn uns der Geschmack fehlte, so würden wir der angenehmen Empfindung beraubt seyn, welche mit dem Genusse der Nahrungsmittel verbunden ist; auch würden wir nicht im Stande

seyn,

seyn, dir Nützlichkeit oder Schädlichkeit der Nahrungsmittel von einander zu unterscheiden.

Wenn wir kein Gefühl hätten, so könnte unser Körper leicht verletzt werden, ehe wir es gewahr würden. Eben deswegen sind wir auch an unserem ganzen Körper so empfindlich, daß wir jede Berührung, jeden Anstoß sogleich fühlen.

Alle unsre Sinnen dienen uns also entweder zum Nutzen oder zum Vergnügen. Oft verursachen sie uns zwar auch unangenehme Empfindungen, welche wir bisweilen vermeiden können: aber deswegen haben wir doch nicht Ursache zu wünschen, daß wir einen einzigen Sinn weniger hätten.

Unter allen unsern Sinnen sind das Gesicht und Gehör die vorzüglichsten; denn durch dieselben lernen wir die meisten Dinge kennen.

Eben solche Sinne, als wir haben, haben auch alle andere Menschen. Auch darüber haben wir Ursache uns zu freuen; denn wenn andere Menschen nicht sähen, so würden wir uns in Acht nehmen müssen, daß sie uns nicht stiessen, und wenn sie nicht hörten, so könnten wir nicht so gut mit einander reden; auch würden die Menschen, wenn ihnen das Gesicht oder das Gehör fehlte, einander nicht so gut kennen.

Wenn wir unsere Sinne üben, das heißt, sie fleissig und recht gebrauchen, so lernen wir nicht nur mehrere Dinge kennen, sondern wir lernen auch, weil unsere Sinne durch Uebung nach

und nach geschärft und verfeinert werden, die Dinge besser kennen, so daß wir die nützlichen und schädlichen Dinge so gleich von einander unterscheiden können, welches uns sehr nützlich ist; denn sonst könnten wir leicht Dinge begehren, welche uns schädlich sind.

Die Sinne.

Wie wunderbar bin ich gemacht,
Mit welcher Kunst mit welcher Pracht!
Jemehr ich mich betrachte, wird
Mein Herz mit frommen Dank gerührt.

Da tret ich vor den Spiegel hin,
Und seh mich selber, wie ich bin,
Und horch! mein kleiner Vogel singt;
Ich höre, daß es lieblich klingt.

Ich geh in Garten, ha! die Luft
Ist warm und voll von süssen Duft,
Und meine Nase spüret gern,
Die Wohlgerüche nah und fern.

Da winkt die Kirsche von dem Baum,
Und machet lüstern meinen Gaum;
Ich spring hinan und breche sie,
Und so was mildes schmeckt ich nie.

Das ist doch künstlich ganz gewiß,
Und wozu hab ich alles dieß?
Um froh zu merken, daß ich bin;
Denn glücklich macht mich jeder Sinn.

Die

Die Bedürfnisse.

Der Schlaf — die Bewegung — Speise — Trank — Kleider — Wohnung — Bequemlichkeit — Pracht — Enthaltsamkeit.

Unser Körper bedarf abwechselnd der Bewegung und der Ruhe.

Durch die Bewegung wird der Umlauf des Blutes und dadurch die Gesundheit bey jungen Leuten aber auch zugleich der Wachsthum des Körpers befördert.

Wenn wir uns lange bewegt haben, so überfällt uns eine Mattigkeit der Glieder und unser Körper sehnt sich alsdann nach Ruhe.

Sobald wir uns der Ruhe völlig überlassen, so verfallen wir in Schlaf, wenn wir uns nicht freywillig eine Zeitlang desselben enthalten, oder von andern daran gehindert werden.

Im Schlafe sind wir des Gebrauchs unserer äussern Sinne beynahe gänzlich beraubet.

Der Schlaf dauert bey einem gesunden Menschen nur so lange, bis er sich wieder erhohlet hat, und die verlornen Kräfte seines Körpers wieder hergestellt sind; alsdann erwacht er wieder von selbst.

So bald wir erwacht sind, so gelangen wir wieder zu dem freyen Gebrauche unserer äussern Sinne. Wir sagen deswegen von einem Menschen, er wache, wenn er seine äussern Sinne gebrauchen kann; hingegen sagen wir, er schla-

se, wenn er des Gebrauchs seiner äussern Sinne beraubt ist.

Ausser dem Schlafe und der Bewegung haben wir zur Erhaltung unseres Lebens auch Nahrungsmittel, oder Speise und Trank nöthig.

Wenn wir lange nicht essen, so verspüren wir eine unangenehme Empfindung, welche wir Hunger nennen; und wenn wir lange nicht trinken, so quält uns eine unangenehme Empfindung, welche wir Durst nennen.

Die gewöhnlichsten Speisen, welche wir geniessen, sind: Brod und anderes Backwerk, Obst, Kräuter, Wurzeln, Fleisch sowohl von Feld oder Landthieren, als von Vögeln, Fische.

Die gewöhnlichsten Getränke, deren wir uns bedienen, sind: Wasser, das gesündeste Getränk unter allen, Wein, Bier ꝛc.

Manche Speisen geniessen wir roh, so wie sie wachsen: manche werden aber erst zugerichtet, als: gebacken, gekocht, gesotten, gebraten, geröstet, gedörret, geräuchert, eingeböckelt und hernach gewürzet, damit sie gut schmecken.

Gewürze sind: Salz, das vornehmste und gemeinste Gewürz, Zwiebeln, Coriander, Pfeffer, Ingwer, Zimmet, Nägelein, Muskatennüsse, Zucker, Senft, Anis, Kapern, Citronen ꝛc. Flüssige Gewürze sind Essig und Oel.

Die Speisen und Getränke, welche wir nöthig haben, um unsern Hunger und Durst stillen zu können, müssen eben nicht kostbar oder lecker seyn,

wenn sie nur gesund sind; je einfacher aber die Speisen sind, desto gesünder sind dieselben.

Wenn wir allzu lange nichts zu essen hätten, so würden wir verhungern; und wenn wir allzu lange nichts zu trinken hätten, so würden wir verdursten.

Auch Kleider haben wir nöthig, sowohl zur Bedeckung unseres Leibes, als auch um uns gegen die Kälte zu schützen, und dadurch die Wärme beysammen zu halten, damit wir nicht erfrieren; doch müssen dieselben eben nicht prächtig seyn.

Ausser den Kleidern bedürfen wir auch eine Wohnung, es sey nun ein Haus oder eine Hütte, damit wir nicht dem Ungestümme des Windes und des Wetters beständig ausgesetzt sind.

Wenn wir also Brod und Wasser, einen Rock und eine Wohnung haben, so haben wir alles, was zu unserer Nothdurft gehöret, das heißt, zu denjenigen Dingen, ohne welche wir schlechterdings nicht leben können, und wir müssen alsdann schon zufrieden seyn, und niemand darf sagen: Ich habe nicht genug.

Ausserdem giebt es aber noch viele Dinge, ohne welche wir freylich leben könnten, welche wir aber doch nicht gern entbehren würden, weil sie zur Bequemlichkeit dienen, das heißt, weil demjenigen, welcher sie hat, das Leben leichter wird, als demjenigen, welcher sie nicht hat.

Zur Bequemlichkeit dienen mancherley ange-

nehme Speisen, bequeme Kleidungsstücke, eine reine Stube mit Hausrathe und ein weiches Bett.

Es giebt aber auch noch andere Dinge, welche bloß zur Pracht, das heißt, dazu dienen, um sich dadurch von andern seines gleichen zu unterscheiden. Dahin gehören köstliche Speisen, welche von weiten Orten herbey geschaft werden, seidne Kleider, Ringe, Tressen, Spitzen und Perlen, Edelsteine, goldne und silberne Gefässe, Tapeten u. a. m.

Wir handeln sehr thöricht, wenn wir uns Dinge, welche nicht zur Erhaltung unseres Lebens dienen, so nöthig machen, daß wir glauben, wir könnten ohne dieselben nicht leben; denn es ist uns nicht nur an und für sich schädlich, sondern auch alsdann höchst unangenehm, wenn sich der Fall einmal ereignet, daß wir dergleichen Dinge entbehren müssen.

Derjenige, welcher sich auf die natürlichen Bedürfnisse einschränkt, kann dieselben leichter befriedigen, als derjenige, welcher sich ausser den natürlichen Bedürfnissen noch viele andere erkünstelt.

Die Leibeskräfte.

Mannigfaltigkeit und Nutzen der Kräfte — Uebung — Vorsicht bey gefährlichen Uebungen — Vermehrung der Kräfte durch Instrumente und Maschinen.

Der menschliche Leib ist aus vielen Theilen und Gliedmassen zusammengesetzt und mit Werkzeugen zum Wirken begabt; dabey ist derselbe so biegsam, daß wir vieles mit groser Gemächlichkeit verrichten können.

Eben deswegen, weil unser Leib so biegsam ist, können wir uns niederlegen, aufstehen, sizzen, stehen, von einem Orte zum andern gehen, uns bücken und wieder aufrichten, hinauf und hinabsteigen, laufen, springen, etwas halten, aufheben, Lasten tragen und ziehen.

Die Werkzeuge, deren wir uns bey diesen Verrichtungen bedienen, sind vorzüglich Kopf, Arme und Füsse; denn ohne dieselben würden wir alle diese Dinge nicht verrichten können.

Kinder und Kranke können zwar alle diese Glieder haben, und dennoch sich nicht auf diese Art bewegen können, weil es ihnen an den dazu nöthigen Kräften fehlet.

Wir haben Ursache froh zu seyn, daß wir mehrere Kräfte haben, weil wir uns desto eher helfen können.

Wer mehrere Kräfte hat, als andere, den nennen wir stark; wer aber weniger Kräfte hat, als andere, den nennen wir schwach.

Wenn sich der Fall ereignet, daß das Maas unserer Kräfte nicht zureicht, so sehen wir uns gezwungen zu der Hülfe des Stärkeren unsere Zuflucht zu nehmen. Weil aber dieses höchst unangenehm, oft auch nicht möglich ist, so müssen wir

suchen uns in allen Fällen, wo es etwa nöthig ist, selbst helfen zu können.

Als Kinder können wir uns nicht immer helfen, weil wir schwach und ohnmächtig sind, das ist, wir können wenig oder nichts thun, weil es uns an Kräften fehlet; mit den Jahren vermehren sich aber die Kräfte unseres Leibes. So wie nehmlich unser Leib wächset, so nehmen die Kräfte desselben zu.

Die Menschen sind, wenn sie auch an Grösse einander gleich sind, deswegen nicht allemal einander auch an Kräften oder Leibesstärke gleich.

Der Unterschied der Menschen in Ansehung der Leibesstärke rührt nicht immer von der natürlichen Beschaffenheit ihres Leibes her, sondern ist oft bloß eine Folge fortgesetzter Uebung.

Durch fortgesetzte Uebung können wir uns schwere Dinge immer leichter machen. So lernen wir z. B. durch Uebung zuerst langsam, hernach geschwinder gehen; wir ermüden zwar anfangs bald, aber nach und nach wird es uns immer leichter, daß wir endlich immer länger und weiter gehen können, ohne zu ermüden. So verhält es sich auch mit allen andern Bewegungen unseres Leibes.

Durch Uebung können wir also unsere Kräfte vermehren; denn dadurch werden wir nach und nach geschickter die Glieder unseres Leibes zu gebrauchen, und schwerere Dinge zu verrichten.

Es giebt immer Dinge, welche auch dem Stärksten unmöglich fallen. So oft wir deswegen solche Dinge unternehmen, so mißlingen sie uns eben so wohl, als es dem Kinde mißlingt, wenn es laufen will, ehe es recht gehen kann.

Weil wir viele Dinge entweder gar nicht, oder nur mit der grösten Mühe würden zu Stande bringen können, so bedienen wir uns deswegen gewisser Instrumente oder Werkzeuge.

Wir können zwar, wenn uns die nöthige Geschicklichkeit fehlt, oder wenn wir die gehörige Sorgfalt nicht gebrauchen, leicht bey dem Gebrauche der Instrumente Schaden leiden; doch würden wir thöricht handeln, wenn wir uns deswegen niemals derselben bedienen wollten, weil wir alsdann gewiß immer ungeschickt bleiben würden. Denn dieses wäre eben so viel, als wenn jemand nicht eher ins Wasser gehen wollte, bis er schwimmen könnte.

Wir können also durch allerhand Werkzeuge unsern Kräften einen Zusatz geben, wenn wir damit umzugehen wissen. So bedient sich z. B. der Gärtner des Grabscheites, der Holzspalter der Axt, der Jäger der Flinte, der Fischer des Netzes ꝛc.

Auch viele Maschinen, oder künstliche zusammengesetzte Werkzeuge, müssen uns zur Erleichterung dienen, z. B. Pflug, Wagen, Schifse, Mühlen ꝛc.

Wenn wir suchen unsere Kräfte auf mancher-

ley Weise zu üben und zu vermehren, so können wir uns nicht nur mehr verschaffen, als wir nöthig haben, sondern wir sind alsdann auch sicher, daß wir niemals lange Weile haben werden, da wir nicht wissen, was wir thun sollen. Wir verlieren alsdann unsere natürliche Munterkeit und werden träge.

Wir dürfen also, wenn wir verständige Menschen heissen wollen, nichts vergessen, was dienen kann, unsere Kräfte zu vermehren.

Wir bedürfen zwar zur Erhaltung unserer Kräfte der Nahrungsmittel und des Schlafes; doch müssen wir uns hüten, daß wir beym Genusse dieser Dinge das Maas nicht überschreiten, denn sonst werden sie uns eher schädlich und wir verfallen alsdann in Krankheit, wodurch wir unserer Kräfte beraubt werden.

Die Seelenkräfte. *)

Die Kenntnisse, welche wir nicht unmittelbar durch die Sinne erlangen, beweisen uns das Daseyn der Seele — Fähigkeiten der Seele: Empfinden, sich erinnern, vergleichen, unterscheiden, urtheilen, schliessen, wählen, Wiederholungen und weitere Erklärungen der Aufmerksamkeit, des Scharfsinnes, der Vernunft und des Willens.

Wir

---

*) Verstandesübungen 1. B. S. 204. —

Wir sehen mit den Augen, hören mit den Ohren, riechen mit der Nase, schmecken mit der Zunge und dem Gaumen, und fühlen mit den über den ganzen Leib gespannten Nerven.

Nicht das Auge ist es, welches sieht, nicht das Ohr, welches hört, nicht die Nase, welche riecht, nicht die Nerven, welche fühlen; denn wenn wir jezt gleich die Augen schliessen, Ohren und Nase verstopfen, den Mund zuschliessen und uns nicht mit den Händen anrühren würden, so würden wir doch wissen, daß wir da sind, und das wüßten wir nicht durch unsere äusseren Sinne.

Wir können uns auch nicht bloß gegenwärtige, sondern auch abwesende Dinge, welche wir jezt nicht sehen, hören, riechen, schmecken, fühlen, vorstellen oder ein Bild von demselben machen, als wenn sie gegenwärtig wären.

Wir können uns an etwas erinnern, das heißt, wir können eine Vorstellung, welche wir schon einmal gehabt haben, wieder ins Gedächtniß zurückrufen, und dabey uns bewußt seyn, daß wir dieselbe schon einmal gehabt haben.

Wir können Dinge mit einander vergleichen und sie von einander unterscheiden.*) Wenn wir dieselben mit einander vergleichen, so bemerken wir, worin sie einander ähnlich sind; wenn wir sie aber von einander unterscheiden wol-

len,

*) Siehe den 1. Abschnitt in der zweyten Abtheilung.

len, so untersuchen wir, worin sie einander unähnlich oder von einander verschieden sind.

Wir können urtheilen, das heißt, wir können einen Begriff gegen einen andern halten, und bemerken, ob sie einander zukommen, oder nicht. Sehen wir nun ein, daß sie einander zukommen, so bejahen wir den Satz; finden wir aber, daß sie einander nicht zukommen, so verneinen wir denselben.

Wir können schliessen, das heißt, aus zweyen Urtheilen von selbst ein drittes ziehen.

Wenn wir einsehen, daß uns etwas angenehm oder nützlich seyn werde, so wollen (begehren, wählen) wir es: glauben wir aber, daß uns etwas unangenehm oder schädlich seyn werde, so wollen wir es nicht (verabscheuen, verwerfen wir es.).

Dieses vorstellen, sich erinnern, vergleichen, unterscheiden, urtheilen, schliessen, wollen oder nicht wollen, heißt man denken.

Da wir ohne Beyhülfe unserer äusseren Sinne denken können, so schliessen wir daraus, daß noch etwas anderes in uns seyn müsse, welches denkt, und das heißt die Seele oder der Geist.

Also nicht unser Leib, worunter wir unsere Sinne, unser Fleisch und Blut, unsere Beine, verstehen, oder alles das, was wir an uns sehen und fühlen, ist das, was denkt, sondern unsere Seele.

Wir können unsere oder anderer Menschen Seele nicht sehen, auch nicht sehen, was andere

Men-

Menschen denken. Wir wissen deswegen nicht, was andere Menschen denken, wenn sie schweigen; aber auch wenn sie schreiben, sehen wir nicht, was sie denken, sondern wir sehen nur die Buchstaben, welche sie schreiben, diese sind aber nur Zeichen dessen, was sie denken. Auch wenn wir andere reden hören, hören wir zwar die Töne (Laute), welche sie aussprechen, aber nicht dasjenige, was sie denken.

Wir können uns gegenwärtige Dinge durch unsere Sinne vorstellen; um aber ein Ding desto besser zu erkennen, müssen wir alle Sinne brauchen, welche wir dazu gebrauchen können.

Wenn wir etwas sehen und hören, so wissen wir, daß wir etwas sehen oder hören, und das, welches weiß, daß wir es sehen oder hören, ist die Seele.

Im Schlafe sind wir des Gebrauchs unserer äusseren Sinne beynahe gänzlich beraubt, ob wir uns gleich bisweilen im Traume einbilden etwas zu sehen oder zu hören.

Auch wachend können wir uns einbilden, etwas zu sehen oder zu hören, welches wir doch nicht sehen oder hören.

Wir müssen das, was wir durch unsre Sinne erfahren, von dem unterscheiden, was wir dabey denken, damit wir nicht meynen, wir hätten etwas gesehen oder gehört, was wir hinzu gedacht haben.

Wenn wir uns solche Dinge, welche wir ehemals

mals gesehen haben, jezt aber nicht sehen, wieder vorstellen, so erinnert uns ein Ding wieder an andere Dinge, welche wir zugleich gesehen oder gehöret haben. Auch erinnert uns ein Ding wieder an andere Dinge, welche eine Aehnlichkeit mit demselben haben. Besonders aber können wir uns ein Ding nach dem andern wieder vorstellen, wenn wir uns die Dinge, welche wir gesehen und gehört haben, wieder in der Ordnung denken, wie wir sie gesehen und gehört haben.

In Ansehung unseres Gedächtnisses müssen wir bemerken, daß wir dasjenige, was wir oft und mit Fleiß betrachten, besser im Gedächtnisse behalten, als dasjenige, was wir nur wenig und obenhin betrachten. Auch müssen wir, wenn wir etwas behalten wollen, eine gewisse Ordnung dabey beobachten, und dasselbe gern behalten wollen.

Wenn wir ein Ding mit einem andern vergleichen, so übet unsre Seele ihren Witz; wenn wir aber ein Ding von einem andern unterscheiden wollen, so übet sie ihren Scharfsinn.

Wenn wir gar nichts von einem Dinge unterscheiden können, so können wir auch dasselbe nicht erkennen.

Wenn wir etwas sehen, und es gern immer wieder kennen wollen, so müssen wir es von allen andern Dingen unterscheiden können. Wir müssen deswegen auf alles acht haben, wodurch sich dieses Ding von andern unterscheidet.

Wir

Wir unterscheiden mehreres an einem Dinge, wenn wir unsere Sinne bloß darauf richten, als wenn wir zugleich mehrere Dinge sehen oder hören. Wir müssen deswegen auf das, was wir sehen oder hören, denken, das heißt, wir müssen aufmerksam seyn.

Dasjenige wodurch wir etwas von dem andern unterscheiden, nennen wir ein Kennzeichen oder Merkmahl. Wir müssen uns deswegen gewisse Kennzeichen oder Merkmahle machen, damit wir ein Ding von dem andern unterscheiden können; doch müssen diese Kennzeichen sich nicht leicht ändern, das heißt, es müssen Eigenschaften seyn.

Je mehrere Kennzeichen wir uns an einem Dinge gemerkt haben, desto leichter können wir es von andern unterscheiden. Daher kennen wir einen Baum besser im Sommer, als im Winter.

Wir kennen auch die Dinge besser wenn wir sehen, wie sie miteinander verbunden sind, als wenn wir sie ausser ihrer Verbindung sehen.

Wir müssen uns gewöhnen, die Dinge in ihrer natürlichen Verbindung zu erkennen, das heißt, wir müssen suchen zu erkennen, wie eins aus dem andern herkommt, und wozu es da ist. Dieses heißt man Vernunft. Wer also erkennt, wie eins aus dem andern herkommt, und wozu es da ist, der denkt vernünftig.

Wenn wir uns gewöhnen wollen, vernünftig zu denken, so müssen wir, so oft uns ein

Ding

Ding vorkommt, welches wir noch nicht kennen, fragen: 1.) Was ist das? 2.) Woher kommt das? 3.) Wozu dient das?

Wer die Natur der Dinge kennt, und weiß, wozu sie dienen, oder nicht dienen, der kann besser unter denselben wählen.

Niemand kann die Natur der Dinge ändern. Wer also die Natur des Feuers kennt, wird seine Hand nicht in das Feuer halten. Wer die Natur des Eises, kennet wird sich nicht auf dasselbige wagen, ehe er die Beschaffenheit desselben untersucht hat. Wer eine Gefälligkeit von dem andern verlangt, muß sich auch gegen denselben gefällig erzeigen. Wer haben will daß ihn andere lieben sollen, der darf andere nicht beleidigen; denn wenn wir jemand lieben sollen, so müssen wir überzeugt seyn, daß es derselbe gut mit uns meyne.

Vorzüge der Menschen vor den Pflanzen und Thieren.

Die Aehnlichkeit des Menschen mit den Pflanzen und Thieren — seine Vorzüge in Absicht auf die Seele und Sprache. *)

Wenn wir die Dinge um uns her betrachten, so finden wir einen grosen Unterschied unter denselben

*) Verstandesübungen 1. B. S. 223.

selben. Einige von denselben können empfinden und sich von selbst bewegen; diese nennen wir lebendig, zu welchen Thiere und Menschen gehören. Andere aber können dieses nicht; diese nennen wir leblos, zu welchen wir Pflanzen und Steine rechnen.

Die Pflanzen entstehen, indem sie aus der Erde hervorwachsen, aus welcher sie durch die Wurzel Säfte, welche ihnen statt der Nahrung dienen, an sich ziehen, wodurch der Wachsthum derselben befördert wird. Die Thiere entstehen auch, indem sie von andern Thieren entweder lebendig gebohren, oder aus Eyern ausgebrütet werden, und nähren sich ebenfalls von Speise und Trank.

Die Pflanzen sind erst klein, dann wachsen sie und werden grösser; aber nach einiger Zeit verwelken sie wieder und verdorren endlich. Die Thiere sind auch anfänglich klein, dann wachsen sie und werden grösser; aber endlich werden sie alt und sterben.

Die Pflanzen können sich nicht von selbst bewegen, sie wissen auch nicht, daß sie da sind. Die Thiere können sich von selbst bewegen, denn sie haben eine Seele, welche empfindet und will.

Die Thiere haben einen Leib, die Menschen auch; doch ist der Leib der Thiere von dem Leibe der Menschen unterschieden.

Der Stier hat Hörner, um sich damit zu vertheidigen, der Mensch aber nicht; die Katze hat einen Pelz, welcher sie vor der Kälte verwahrt,

der Mensch aber nicht; die Katze kann klettern, der Vogel fliegen, der Fisch schwimmen, der Mensch aber nicht, und doch weiß sich der Mensch immer zu helfen, weil er eine Seele hat, welche viele Dinge vergleichen, unterscheiden, welche urtheilen und schliessen kann. Daher kommt es auch, daß der Mensch genöthiget ist nachzudenken, die Thiere aber nicht.

Viele Thiere einer Art halten sich immer zusammen, damit sie einander helfen; die Menschen können aber auch einander helfen oder beystehen, und noch besser.

Die Menschen können sprechen, die Thiere aber nicht. Diejenigen, welche eine Stimme haben, geben zwar einen oder etliche Laute von sich, aber das heißt nicht sprechen.

Wenn die Menschen sprechen, so denken sie sich etwas dabey, und suchen dem, mit welchem sie sprechen, das, was sie denken, durch vernehmliche Laute zu verstehen zu geben.

Wenn ein Mensch spricht, und andere Menschen, mit welchen er spricht, ihn verstehen sollen, so müssen sich diese eben dasselbe dabey denken, was der Sprechende sich dabey denkt, sonst verstehen sie einander nicht.

Die Thiere können nicht sprechen lernen, und wenn sie auch von den Menschen mit Mühe und Noth gelernt haben ein paar Wörter aussprechen; so denken sie doch nichts dabey. Sie lernen auch nicht lesen und schreiben, sie geben auch nicht auf

alles acht, was sie sehen, und wünschen nicht immer mehr zu lernen.

Die Thiere sind, wenn sie nur genug Nahrung haben, zufrieden. Sie begnügen sich deswegen, nur die Dinge, welche zu ihrer Nahrung dienen, zu kennen und zu unterscheiden.

Viele Dinge wissen wir bloß daher, weil sie uns andere gesagt haben. Die Menschen können nehmlich das, was sie erfahren haben mittheilen, weil sie sprechen können, die Thiere aber nicht.

Die Menschen können immer die Ursache angeben, warum sie etwas thun oder lassen, die Thiere aber nicht. Das kommt daher, weil die Menschen Vernunft haben, die Thiere aber nicht.

Die Thiere freuen sich nicht über das, was sie gethan haben; die Menschen freuen sich aber, wenn sie sich bewußt sind, Recht gethan zu haben, oder wenn andere ihnen zu verstehen geben, daß sie mit ihnen zufrieden sind; und selbst dieß, daß wir wissen, daß wir etwas Gutes gethan haben, freuet uns schon.

Die Vernunft erhebt also den Menschen über alle Thiere, so daß er alle Vorzüge, welche die Thiere besitzen, leicht entbehren kann.

II. Erster Sittlicher und Religions-Unterricht für Kinder bis ins zehnte Jahr *)

Wer giebt dir, liebes Kind, Essen und Trinken? Wer versorget dich mit Kleidern und Schuhen, so oft du welche nöthig hast? Du wirst täglich hungrig und durstig, wer giebt dir Speise und Trank? Thun das die Leute im Dorfe (oder in der Stadt)? — Nein, das thut der Vater und Mutter. — Siehe, sie arbeiten, und lassen es sich oft sauer werden, damit sie dir alles das geben können, was du nöthig hast. — Andere Leute bekümmern sich nicht um dich: aber dein Vater und deine Mutter nehmen es sehr zu Herzen, wenn dir was fehlt. Sie ängstigen sich, wenn du krank bist; sie freuen sich, wenn du wieder gesund bist, wenn du auch von andern Leuten geliebt und gelobt wirst. Da ist kein anderer Mensch auf der Welt, der dir so viel Gutes thut, als deine Eltern. Wendest du dich etwa an Fremde, wenn dich hungert oder dürstet, wenn dir etwas wehe thut, oder du sonst etwas nöthig hast? Warum thust du das nicht? Ja, du hast es immer erfahren, daß alles Gute von ihnen herkommt, und sie allein dir mehr Gutes thun und gethan haben, als alle andere Menschen.

Wa-

*) Siehe den 9. Abschnitt in der zweyten Abtheilung.

Warum thun sie allein denn dir so viel Gutes? Weil sie mehr Liebe zu dir haben, als alle andere Menschen. Ohne diese grose Liebe würdest du gar nicht wachsen und gros werden, ja gar nicht leben können. Sieh nur die Kinder an, die so unglücklich sind, daß Vater und Mutter sterben. Sie finden keinen wieder, der sie so pflegt und wartet, so zärtlich für sie sorgt, so liebreich ihre Bitten erfüllet, als sie es gethan haben. Du findest keinen wieder, der so viel Liebe zu dir hat, als Vater und Mutter, wenn du so unglücklich wärest, sie durch den Tod zu verlieren.

Wenn sie dich nun so lieben, wenn sie dir so viel Gutes thun, wirst du ihnen nicht auch wieder Gutes erweisen wollen? „Ach, ich bin ja so klein und so schwach, ich habe ja nichts, als was ich von ihnen bekomme.„ Du hast recht, mein Kind, du kannst ihnen nichts wieder geben. Aber wolltest und könntest du böse gegen sie seyn; könntest du stille sitzen, wenn du ihnen worin helfen könntest; wolltest du ihnen wohl Verdruß machen? „O pfui, das würde schlecht von mir seyn: Nein, wo ich nur kann; will ich ihnen gern alles zu Gefallen thun, ihnen helfen, wo ich nur kann, und das gern thun, was sie von mir fordern.„ Nun, mein Kind, so denke oft an ihre Liebe, habe ihre Wohlthaten fleissig vor

Augen; so wirst du dich hüten, irgend etwas zu thun, das sie betrüben kann; so wirst du dich willig und geneigt fühlen, das zu thun, was ihnen gefällt und angenehm ist.

Aber es kann sich wohl treffen, daß sie was von dir verlangen, das dir nicht recht angenehm ist; oder daß sie dir was verbieten, was du gern thun möchtest: was wolltest du dann thun? „Ich erinnere mich nicht, daß ich das gern hätte thun wollen, was sie mir verboten haben; oder das nicht gern hätte thun wollen, was sie von mir verlangten.„ Schön, mein Kind. Aber wenn es nun einmal geschähe? „So würde ich denken, sie lieben mich ja; sie können nichts von mir verlangen, als was mir gut ist; sie können mir nichts verbieten, als was mir schädlich ist. Sie verstehen es ja auch besser, als ich; sie wissen es besser, was gut oder schlecht, recht oder unrecht ist, als ich unverständiges Kind es wissen kann.„ Was würdest du also alsdenn thun? „Ich würde das thun, was sie verlangen, wenn es mir auch nicht recht angenehm wäre; und das nicht thun, was sie verbieten, wenn ich auch Lust dazu hätte: denn sie lieben mich ja, und wissen besser, als ich, was mir gut sey oder nicht. — Thue immer so, wie du sagst.

Hast du aber nicht gesehen, daß dein Vater oder deine Mutter auch wohl verdrießlich sind, oder ungeduldig werden, und dann selbst gegen dich unfreundlich sind? „O ja, ich habe sie verdrieß-

verdrießlich gesehen, wenn es andere Leute, oder auch ich, ihnen nicht recht machten; sie werden ungeduldig, wenn sie krank sind, oder wenn es nicht so ist, wie sie es gerne haben wollten; und sind dann auch wohl gegen mich unfreundlich. „Wolltest du dann wieder ungeduldig und unfreundlich seyn? „Ey, sie haben ja so viel Geduld mit mir, wenn ich krank bin; sie suchen mich ja, wenn ich verdrießlich bin, wieder munter und froh zu machen; sie ertragen ja manches mürrische Wesen von mir; sie hören bald wieder auf, unfreundlich gegen mich zu seyn; sie vergeben mir ja oft, wenn ich ihnen Verdruß mache; sie lieben mich ja so sehr; sie thun mir täglich so viel Gutes: ich müßte mich ja schämen, wenn ich gegen sie unfreundlich und ungeduldig seyn wollte.„

Du siehst also, liebes Kind, es ist kein Mensch auf der Welt, der dich so liebt, der dir so viel Gutes thut, als dein Vater und deine Mutter. Du empfängst alles von ihnen, was du nöthig hast; du wendest dich an sie in Krankheiten und in aller Noth, die dir zustößt; du suchest bey ihnen Schutz und Hülfe, die du bey keinem andern Menschen findest; nur durch ihre Vorsorge wächst und lebst du, und ohne ihre grose Liebe und Vorsorge würdest du gar nicht bestehen können; und wenn du einmal gros seyn wirst, wirst du es ihnen zu danken haben, daß sie dir was gesammlet haben, oder doch, daß du die Geschicklichkeit er-

langet hast, dir dein Brod selbst zu erwerben, und deine Kinder wieder zu versorgen.

Frage dich nun selbst: ob irgend ein anderer Mensch auf der Welt deine Liebe so sehr verdiene, als dein Vater und deine Mutter; ob du dich auf irgend einen andern so herzlich verlassen könntest, als auf sie? Frage dich selbst: ob du für irgend jemand mehr Liebe und Zuneigung empfindest, als für sie; ob dir an irgend jemand mehr gelegen seyn kann, als an ihnen; ob du jemand weißt, dem du lieber zu gefallen leben wolltest, als ihnen. Möchtest du sie wohl verdrießlich und böse machen? Wolltest du ihnen wohl Kummer und Traurigkeit verursachen? Wolltest du ihnen nicht gern helfen, sie erfreuen, wo du nur weißt und kannst? — —

Die mich auf diese Welt gebahr,
Wie liebevoll wie zärtlich war
Sie gegen mich, ihr Kind,
Wie mütterlich gesinnt!
Ich lag mir selber unbewußt,
Von ihr gepflegt an ihrer Brust.
Ach! hab ich nicht in kalter Nacht
Sie oft um ihren Schlaf gebracht?
Sich selbst vergaß sie, wenn mein Weinen
Nach mütterlicher Hülfe rief,
Verließ ihr Lager, gab dem Kleinen
Die Brust und trug ihn, bis er schlief.
Wie oft zerriß des Kindes Schmerz
Das liebevolle Mutterherz!

Und

Und wie vergelt ich dir, du Mann,
Der, als mein Lebenslauf begann,
So freudig mich willkommen hieß,
Gott für dieß neue Leben prieß,
Und mich sein Kind, das erstemal
Im Vaterarme, Gott empfahl!
Ich habe nun schon Jahre lang,
Von deinem Fleiße, Speiß und Trank,
Du kleidest mich, mußt für mich denken,
In allem mein Versorger seyn,
Mich hüten, meine Wege lenken;
Und magst mich ja so gern erfreun.
Ich aber hab' oft Tag und Nacht,
Nur Angst und Sorge dir gemacht.

Ihr, deren Arm am treuen Herzen
So oft, so innig, mich umschloß,
Wenn eure Thräne bald vor Schmerzen
Und bald vor Freuden auf mich floß;
Ich will um dieser Liebe willen,
Für jene viele Sorg' und Angst;
Gern und gehorsam das erfüllen,
Geliebtes Paar, was du verlangst.
Ja, Vater, Mutter, lebenslang
Gebühret euch mein treuster Dank.

Wie sollen wir uns gegen andere Menschen verhalten? Wie wir gern wollen, daß diese sich gegen uns verhalten sollen.

Willst du gern, daß dich andere schlagen, stossen, oder sonst was zu Leide thun, oder dir was wegnehmen, oder heimlich oder mit Gewalt entwenden? Willst du gern, daß andere dir oder deinen Eltern was Böses nachsagen, dich beschimpfen oder dir und ihnen Schande machen, oder dich und sie betrüben oder ärgern, oder dich und sie in ihrer Freude stören? Willst du gern, wenn du dich vergangen hast, daß man hart und grausam gegen dich sey? — Ach nein, das will ich nicht gern. — Nun, was du nicht gern willst, daß andere Leute dir thun sollen, das thue du ihnen auch nicht.

Willst du aber gern, daß andere Leute dir helfen, wo du dir selbst nicht helfen kannst; daß sie dir gern das Gute thun, das du dir wünschest, und selbst nicht erlangen kannst; daß sie dich trösten, wenn du betrübt bist; dich pflegen, wenn du krank bist, dir oder deinen Eltern Freude machen; dich gegen böse Nachreden vertheidigen; das Gute, das du an dir hast, loben; das Böse, das du gethan hast entschuldigen; gute Hoffnung von dir fassen; deine Schande nicht aufdecken, sondern zudecken; Willst du dieß alles gern? — Nun,

was

was du gern willst, daß andere Leute dir thun sollen, das thu du ihnen auch.

Kannst du ihm helfen; so hilf ihm: kannst du ihn trösten, so tröste ihn: kannst du ihm Freude machen, so mache sie ihm: kannst du ihn loben, so lobe ihn: kannst du ihn entschuldigen, so entschuldige ihn u. s. w.

Du hast zwar, wie du weißt, jezt alles von deinen Eltern; Essen und Trinken, Kleider und Schuh, Wohnung und Wärme; Pflege und Wartung geben sie dir. Aber alles, was dazu gehört, können sie nicht selbst machen. Sie können Kleider und Schuh nicht für dich machen; die Wohnung nicht selbst bauen; das Brod nicht selbst bereiten, den Tisch, daran du issest, den Stuhl, darauf du sitzest, das Bette, darin du liegst u. s. w. nicht selbst verfertigen. Sie treiben nur eine Sache: dein Vater dieß und dein Nachbar das. — Es würde sehr übel um die Menschen stehen, wenn jeder für sich und für seine Kinder alles, was nöthig ist, allein machen sollte. Es ist also für alle angenehm und nützlich, daß mehrere Menschen zusammen wohnen: der eine macht Kleider, der andere bauet den Acker, der macht Schuh, der mahlt Mehl, und der bäckt Brod; ein anderer bauet Häuser, ein anderer schmiedet Eisen, und ein anderer macht Thüren, Schränke, Tische und Stühle. Jeder kömmt deinem Vater

durch

durch das, was er weiß oder gelernt hat, zu Hülfe; und ohne diese Hülfe würden deine Eltern bey aller Liebe, die sie zu dir tragen, nicht im Stande seyn, dir alles das zu geben, was du bedarfst.

Es ist also eine schöne Sache, daß ein jeder mit seinen Kräften, mit seiner Geschicklichkeit, mit der Kunst, die er erlernt hat, mit der Betriebsamkeit, die er übt, dem andern dient, jeder dem andern hilft, worin er kann. Nur auf diese Art kann jeder das bekommen, was ihm nöthig ist; und es wäre unmöglich, zufrieden und glücklich zu leben, wenn man ohne diese gegenseitige Hülfe alles allein thun sollte. Natürlich verdient also jeder Mensch unsere Achtung, unsre Liebe und unsern Dank, der uns durch seine Kräfte, durch seine Kunst oder Geschicklichkeit dasjenige verschaft, was wir uns selbst ohne dieselbe nicht hätten verschaffen können.

Auch du, mein Kind, mußt diese Achtung, diese Liebe und diesen Dank wieder von andern zu verdienen suchen. Es ist dir aber auch nothwendig. Wenn du gros geworden bist, und deine Eltern entweder nicht mehr da sind, oder zu alt und schwach sind, etwas für dich zu thun, mußt du dir selbst helfen, und dir das Nothwendige zum Leben verschaffen. Das kannst du aber nicht, wenn du nicht von Jugend auf die Kräfte deines Leibes und deines Verstandes geübt, dir eine Geschicklichkeit erworben, eine Kunst erlernt, oder

dich

dich in sonst einer Betriebsamkeit geübt hast, wodurch du andern dienen und nützlich seyn kannst. Drum lassen deine Eltern dich in der Jugend zu deinem eigenen Besten etwas lernen, damit du, wenn du erwachsen bist, andern damit dienen und nützlich seyn, und von ihnen wieder erwarten könnest, daß sie dir dienen und nützlich seyn werden. Denn siehst du, so lange wir leben, soll jeder dem andern dienen mit der Gabe, die er empfangen, oder mit der Kunst und Geschicklichkeit, die er sich erworben hat. Das ganze Leben der Menschen besteht in diesem gegenseitigen Dienst, in diesem Bestreben aller, einander so nützlich zu seyn, als sie nur seyn können. Je treuer und ehrlicher du dich darin beweisest, je geschickter du in demjenigen bist, womit du andern dienen kannst, je besser du das deinige gelernt hast; desto mehr achten dich andere Menschen, desto mehr verlassen sie sich auf deinen Fleiß, auf deine Treue und Geschicklichkeit; desto mehr Gutes sagen sie von dir: und desto mehr Gelegenheit findest du, in deinem Leben gut fort zu kommen, und wieder anderer Menschen Liebe und Dienste zu erfahren.

Du siehst also, liebes Kind, ohne die Liebe und Vorsorge deiner Eltern kannst du nicht leben; und ohne Hülfe anderer Menschen können sie dir nicht in allen Dingen beystehen, und du selbst kannst, jezt und wenn du gros bist, nicht zu recht kommen, wenn dir nicht viel andere Menschen

die-

dienen und helfen. Indessen ist es mit allem dem noch nicht genug. Deine Eltern können mit aller Liebe zu dir vieles nicht schaffen, was dir doch nöthig ist; und alle Kräfte und Geschicklichkeiten der Menschen reichen nicht hin, das alles hervorzubringen, was du und deine Eltern und sie alle bedürfen.

Der Müller kann aus Korn Mehl mahlen, und der Becker aus dem Mehl Brod backen; aber erkundige dich einmal, ob irgend ein Mensch Korn machen kann?

Der Mensch kann aus Wolle oder Flachs Garn spinnen, aus dem Garn kann der Leinewe-ber Leinewand, der Zeugmacher Zeug machen, aus diesem Zeuge der Schneider Kleider bereiten; aber Flachs und Wolle kann kein Mensch machen: die Wolle wächst auf der Haut der Schaafe, und der Flachs aus der Erde. Der Tischler macht Schränke, Tische und Stühle, aber er muß Holz dazu haben; und Holz kann kein Mensch machen: Bäume wachsen auf, und werden nach und nach gros, aber der Mensch thut nichts dazu; wäre aber kein Holz da, so könnten die Menschen bey allem ihrem Verstande und ihrer Geschicklichkeit nichts ausrichten, und müßten aller der Dinge, die aus Holz gemacht werden, entbehren. So geht es mit tausend andern Dingen. Der Mensch kann aus Eisen vieles machen; aber Eisen macht kein Mensch: ohne sein Zuthun und ohne sein Wissen wächst es in der Erde: er sucht es darin, er gräbt es aus,

er

er reiniget es von dem mitgewachsenen Stein, und bereitet alsdenn daraus Werkzeuge, Schlösser, Spaten, Hacken und vielerley nothwendige Dinge zum Nutzen der Menschen. Eben so geht es mit Steinen, Thon, Kalk, Sand, Gold und Silber. Kein Mensch kann auch nur ein Sandkorn machen. Alles das wächst ohne sein Zuthun, und ohne daß er es weiß und versteht, in der Erde; er findet es nur und hat so viel Verstand, es alsdenn zu benutzen, und zu seinem und anderer Wohlseyn zu gebrauchen.

Merkst du wohl, mein Kind? Die Menschen haben Verstand, und machen sich dadurch geschickt, viel Dinge zu verfertigen, die ihnen und andern sehr nützlich sind. — Das kann kein Thier, so stark oder behende es immer seyn mag. — Aber der Mensch muß die Materie haben, woraus er es verfertigen soll: er muß Korn haben, Mehl und Brod daraus zubereiten; Häute von Thieren, um Leder und Schuh daraus zu machen; Wolle und Flachs, um Zeug und Leinewand und Kleider daraus zu verfertigen; Holz um Häuser daraus zu bauen, seine Speisen dabey zu kochen, vielerley nützliches Geräthe daraus zu machen, u. s. w.

Aber die Materie selbst macht kein Mensch, und kann kein Mensch machen; wenn auch alle Menschen ihre Kräfte und ihren Verstand zusammenbringen. Wer macht und giebt denn diese Materie? Es muß doch einer da seyn, der sie macht und giebt; und der muß mehr Verstand haben,

ben, mehr Kraft und Geschicklichkeit besitzen, als alle Menschen? Was andere nicht schaffen können, das schaft Er; was andere nicht einrichten können, das richtet Er ein; ohne welches die Menschen nichts hervorbringen könnten, das giebt Er, und giebt es überflüssig. Wer muß das seyn? — denn wir sehen ja ausser dem Menschen niemand der es thun könnte. — Wir wollen uns diese Frage merken, und suchen, ob wir Antwort darauf finden können. Wir finden noch mehr zu fragen.

Ausser dem Menschen siehest du noch viel andere lebendige Thiere; Thiere des Feldes, Vögel in der Luft, Fische im Wasser.

Die Thiere des Feldes weiß der Mensch theils zu seiner Arbeit zu gebrauchen, theils nähret er sich mit ihrem Fleisch und mit ihrer Milch, kleidet sich mit ihrer Haut und mit ihrer Wolle, und weiß alles, was an ihnen ist, zu seinem Nutzen zu gebrauchen. Er wartet und pfleget sie deswegen; aber Futter kann er ihnen nicht schaffen. Sie leben von Gras, und Gras kann er nicht schaffen. Es wächst aus der Erde ohne sein Wissen und ohne sein Zuthun; er kann nichts dazu beytragen, ob viel oder wenig wachsen soll; und wüchse einmal nichts, so würde das Vieh verhungern, und der Mensch weder Nahrung noch Kleidung mehr vom Vieh haben. Aber es wächst alle Jahr neues Gras auf der ganzen Erde; es wächst so reichlich, daß nicht nur für das Vieh,

das

das der Mensch in seiner Pflege hat, sondern auch für die Thiere des Feldes und des Waldes, die er nicht pfleget, Futter genug ist. Der Mensch weidet sein Vieh auf diesem Grase; er sammlet und trocknet das übrige, wenn es reif ist, und füttert sein Vieh im Winter damit, wo kein Gras wächst. Menschen und Vieh könnten also nicht bestehen, wenn nicht Gras wüchse. Wer ist nun der, der das Gras wachsen läßt?

Die Vögel in der Luft erfreuen uns durch ihren Gesang, oder dienen uns auch zur Speise. Wir bekümmern uns nicht um ihre Nahrung, aber ihr Futter finden sie doch. Wer schaft das, wer sorgt für sie? — Einige derselben können wir zwar in unserm Hause erziehen und pflegen; aber ihr Futter können wir nicht schaffen, es wächst auf dem Felde, wo wir es sammlen. Wer ist nun der, der es auf dem Felde wachsen läßt?

Die Fische im Wasser nähren und vermehren sich: wir wissen nicht, wie es zugeht, wovon sie sich nähren, und wie sie sich jährlich vermehren. Aber wir fangen sie, und geniessen ihr Fleisch zu unsrer Nahrung, und brauchen ihr Fett und selbst ihre Knochen oder Gräten zu unserm mannigfaltigen Nutzen. Wer ist es denn, der für ihre Nahrung sorget, ihrer so viel werden läßt, und das alles ohne unser Wissen und ohne unsre Hüf?

Alle lebendige Wesen sind da, und vermehren sich alle Jahr, und finden ihre Nahrung auf

der Erde oder im Wasser. Wir können diese Nahrung nicht für sie hervorbingen; wir wissen oft nicht einmal, wovon sie sich nähren. Aber sie dienen uns zur Speise, zur Kleidung, zur Hülfe und zu mancherley Nutzen. Wer hat das alles so eingerichtet und besorgt, was alle Menschen zusammen nicht einrichten können? Und muß der nicht verständiger, vermögender, mächtiger und versorglicher seyn, als alle Menschen?

Gieb acht, mein Kind, und merke, was um dich her auf der Erde vorgeht. Sobald die Sonne länger scheint, und die Tage länger werden, wächst Gras und Getraide allerley Art aus der Erde hervor, die Bäume bekommen grüne Blätter, tragen schöne, wohlriechende Blüten: aus denselben sprossen Früchte hervor, die, wenn sie reif sind, Menschen und Thieren zur Nahrung und zum Wohlgeschmack dienen. Hierauf scheint die Sonne nicht mehr so lange, die Tage werden kürzer, das Gras und alles was auf dem Felde wuchs, verdorret, die Blätter verwelken und fallen ab, die Bäume sind wie erstorben, und alles um uns her sieht ganz tod aus: und keiner sollte hoffen, je wieder ein grünes Feld und neue Früchte zu sehen. Frage um dich her, ob nicht jemand da sey, der die nackende Erde wieder mit neuem Gras und Feldfrüchten bekleidet, die todten Bäume wieder mit Laub und Blüthen und Früchten schmücken könne? Alle die du fragst, werden dir antworten: Wir können es nicht. —

Aber

Aber nach kurzer Zeit scheint die Sonne wieder wärmer, die Tage werden länger, Felder und Wiesen werden wieder grün, die Bäume treiben wieder Laub und Blüthen und Früchte, und alles steht wieder in der vorigen Schönheit da, und läßt jedem wieder Nahrung und Freude erwarten. Und jeder, der länger als du gelebt hat, wird dir sagen, daß das alle Jahr in eben der Ordnung wieder gekommen ist; aber dir auch zugleich gestehen, daß er diese Ordnung nicht machen, die Sonne nicht warm scheinen lassen, die Erde zu diesem schönen Aufwachsen nicht öfnen, die Bäume nicht mit Laub und Früchten schmücken, fruchtbaren, warmen Regen nicht schaffen, kurz alles das nicht hervorbringen könne. —

Wolltest du denn den nicht gern kennen lernen, der das alles kann; der das alles in eben der Ordnung wieder kommen läßt, der so verständig und so gut ist, für das alles zu sorgen, wofür der Mensch nicht sorgen kann, und welches doch für Menschen und Vieh zum Leben und zur Freude so nöthig ist? Du sollst ihn, mein Kind, auch kennen lernen.

Diese Ordnung ist nicht nur hier, wo wir wohnen; wohin du nur kommst auf der Erde ist es eben so. Die Fische im Wasser, die Vögel in der Luft, die Thiere des Feldes finden ihre Nahrung; aber der Mensch kann sie ihnen nicht schaffen. Es wächst Getraide, es wachsen Bäume und Früchte allerley Art zur Freude und Er-

haltung der Menschen: aber der Mensch kann sie nicht hervorbringen. Es wächst Holz auf der Erde; Steine, Eisen, Kalk, Gold, Silber u. s. w. in der Erde, woraus der Mensch Verstand genug hat, vieles für sich zu machen, und zu seinem Nutzen zu gebrauchen: aber Holz, Steine, Eisen u. s. w. kann er selbst nicht machen; und wenn er das alles in und auf der Erde nicht fände, so könnte er nicht leben, so hätte er das nicht, woraus er sich allein alles zu seinem Gebrauch und Nutzen bereiten muß. Die Liebe deiner Eltern, der Fleiß anderer Menschen könnte dir nicht helfen, wenn nicht einer da wäre, der für dich, für deine Eltern, für alle Menschen, ja für alle Arten der Thiere das, was sie nöthig haben, ohne ihr Wissen und Zuthun verschaffte.

Möchtest du nicht gern wissen, wer der ist, der das alles schafft? Ja, mein Kind, sehen können wir ihn nicht; verstehen können wir es nicht, wie er das alles macht: aber es muß doch einer da seyn, der das alles macht, was Menschen nicht können; der das wachsen läßt, was Menschen und Vieh bedürfen, und doch nicht wachsen lassen können; der mehr weiß, als alle Menschen wissen; der die Ordnung immer fortgehen läßt, die der Mensch nicht einrichten kann; der immer fortwirkt, wenn der Mensch schläft oder ohnmächtig ist. Er muß viel weiser und verständiger, viel mächtiger und vermögender, als

alle Menschen; und gegen uns alle und alles was Odem und Leben auf Erden hat, sehr gut und liebreich gesinnt seyn. Diesen Grosen, Weisen und Guten, den wir mit unsern Augen nicht sehen, aber in allen seinen Werken mit unserm Verstande erkennen, nennen wir Gott, das ist den Einzigen Guten, den allein Guten. Noch lieber wollen wir ihn unsern Vater, der Menschen, den Vater alles Lebendigen nennen.

Denn er thut uns und allen Menschen, und allen Lebendigen mehr Gutes, als ein Vater seinem Kinde thun kann; er sorget, wo der Vater nicht sorgen kann, das Gesicht, Gehör, die Vernunft und alle Sinne; Kräfte dem Gesunden; Genesung dem Kranken; Schlaf dem Müden; Erquickung dem Matten. Er läßt für uns die Sonne auf- und untergehen; Er läßt ihr Licht scheinen zu unsern Arbeiten, und zum Anschauen seiner grosen herrlichen Werke auf Erden. Er läßt durch sie die Erde erwärmen, um für uns Korn und Früchte zur Speise und Nahrung hervorzubringen. Er thut uns viel Gutes; er giebt uns Regen und fruchtbare Zeiten, und erfüllet uns mit Speise und mit Freude. Er läßt Gras wachsen für das Vieh, und Saat zur Nahrung der Menschen, daß das Brod des Menschen Herz stärke. Er erfreuet des Menschen Herz mit Wein und Obst. Aller Augen

warten auf ihn, und er giebt jedem seine Speise zu seiner Zeit: Er thut seine Hand auf, und erfüllet alles, was lebet, mit Wohlgefallen. Er allein giebt uns Speise und Kleidung; durch ihn allein leben, weben und sind wir.

Er heißt also mit Recht und vorzüglich unser Vater; Er ist der rechte Vater über alles, was Kinder heißt im Himmel und auf Erden. Wie sehr verdient er von dir und mir, und von allen Menschen geehrt und geliebt zu werden! Liebst du Vater und Mutter, weil sie dir so viel Gutes thun; wie viel mehr mußt du für den grosen Vater im Herzen fühlen, der dir und deinen Eltern und allen Menschen Gutes thut, und ohne dessen Liebe und Vorsorge deine Eltern und kein Mensch im Stande wären, dir Gutes zu thun? Liebest und achtest du andere Menschen, weil sie vieles zu deinem Nutzen und Besten für dich thun, das du selbst nicht thun kannst; wie vielmehr mußt und wirst du den Vater aller Menschen lieben und hochachten, der alles das erst giebt, woraus sie zu deinem Nutzen und Besten was machen können, und der ihnen erst die Kräfte und den Verstand giebt, für dich arbeiten zu können? Suchst du gleich Hülfe und Trost, wenn dir was fehlt, bey deinen Eltern; wie viel sicherer, fester und zutraulicher kannst du dich zu deinem allmächtigen Vater wenden, der alles das hat, was deine Eltern nicht haben; der

alles das geben kann, und gern giebt, was Vater und Mutter und oft auch kein Mensch dir geben kann? Scheuest du dich, deine Eltern, die dir so viel Gutes thun, unwillig zu machen oder ihnen zu mißfallen; wie viel herzlicher mußt du dich scheuen, Dem durch deine Aufführung mißfällig zu werden, der dir und deinen Eltern und allen Menschen täglich und reichlich so viel Gutes thut? Freuest du dich, wenn du etwas thun kannst, das deinen Eltern gefällt und Freude macht; wie viel grösere Freude mußt du empfinden, wenn du es erfahren solltest, ob und wie du deinem grösseren Vater und Wohlthäter gefallen könnest.

Du sollst es auch erfahren, mein Kind; ja du sollst noch mehr von seiner väterlichen Liebe zu uns erfahren. Du hast schon von Jesu sprechen hören. Er war ein gar vortreflicher Mann: er hat in seinem Leben viel Gutes gethan; er hat uns Gott als den Vater aller Menschen erst recht bekannt gemacht; er hat uns in seinem Namen gelehrt, wie viel grösere Beweise väterlicher Liebe wir noch von ihm hoffen dürfen; er hat uns recht gewiß gemacht, daß Gott immer unser Vater seyn, uns immer als seine Kinder lieben, immer für uns sorgen, sich in aller Noth unsrer annehmen, uns ohne Aufhören wohl thun, und uns nicht nur hier im Leben, sondern noch nach unserm Tode immer glücklicher und zufriedener machen, und

mit immer neuen und gröſeren Wohlthaten erfreuen wolle.

Dieſer Jeſus hat uns auch ſehr deutlich gelehrt, was wir zu thun haben, und wie wir geſinnet ſeyn müſſen; wenn wir Gottes liebe Kinder ſeyn und bleiben, immer ſeine väterliche Liebe erfahren, und uns unaufhörlich ſeiner Wohlthaten erfreuen wollen. — Zuvor habe ich noch etwas mit dir zu ſprechen, das dir und mir wichtig iſt; und ich bitte dich, mein Kind, recht aufmerkſam darauf zu ſeyn.

Sieh auf dich Acht und merke, was in dir ſelbſt vorgeht, wenn du etwas thuſt oder vornimmſt. Bey manchen Dingen, die du vornehmen willſt, ſchämeſt du dich; du biſt bange, daß es deine Eltern oder andere Leute ſehen und erfahren möchten; du thuſt es alſo heimlich, du verbirgſt es, daß es keiner wiſſen ſoll. Bey andern Dingen hingegen, die du vornehmen willſt, ſchämeſt du dich nicht; du biſt nicht bange, daß es andere erfahren möchten; du thuſt ſie nicht heimlich, ſondern frey und offenbar, und freueſt dich wohl gar, wenn andere davon ſprechen. — Bey manchen Dingen, die du gethan haſt, fürchteſt du, daß ſie bekannt werden möchten; du denkſt ſelbſt mit Unruhe daran; du möchteſt ſie lieber nicht gethan haben; und du machſt dir Vorwürfe darüber, daß du ſie gethan haſt. Bey andern hingegen, die du gethan haſt, fühlſt du keine Unruhe und keine Furcht; du machſt dir keine Vorwürfe darüber; vielmehr

denkſt

denkst du mit Ruhe und Zufriedenheit daran, daß du es gethan hast, und freuest dich, wenn es andere erfahren.

Du bist bange und unruhig, wenn du jemanden etwas entwenden willst, oder schon entwandt hast; wenn du deine Eltern geärgert, andern Schaden gethan, Haß und Feindschaft gegen ihn ausgeübt hast, und dergleichen; du schämest dich, wenn es bekannt wird; es thut dir in deinem Herzen leid, und wolltest es lieber nicht gethan haben. Aber du bist ruhig und mit dir zufrieden, wenn du andern Gutes gethan hast; wenn du deinen Eltern wohlgefällig gewesen; wenn du was gelernt und Fleiß in dem, was du thun konntest, bewiesen; wenn du jemand aus einer Noth geholfen, jemand durch eine Wohlthat erfreuet hast u. s. w.

Du schämst dich solcher Dinge nicht; du bist nicht bange, daß sie bekannt werden; du freuest dich vielmehr, wenn andere davon sprechen, es billigen und gut heissen.

Bey allem also, was du thust, fühlest du in dir selbst entweder Schaam, Unruhe und Bangigkeit, oder im Gegentheil Ruhe, Zufriedenheit und Freude; deine eigenen Gedanken verklagen dich gleichsam, oder entschuldigen, und loben dich darüber. Es ist, als ob sie dir sagten: dieß macht dir Schande, thue es nicht; dieß wirst du bereuen, thue es nicht; aus diesem muß etwas Schlimmes entstehen, sonst würdest du nicht Unruhe und Bangigkeit darüber empfinden.

Wenn du aber bey dem, was du thust, ruhig und zufrieden bist, wenn du nicht mit Unruhe und Schaam daran denkst, vielmehr es freudig und freymüthig thust; so ist es, als ob deine eigenen Gedanken dir sagen: das ist gut und recht, das ist schön und vortreflich, was du thun willst oder gethan hast.

Du hast also an deinen eigenen Gedanken einen Richter und Erinnerer, der dir jedesmal sagt: was gut und recht und anständig, oder was böse, unrecht und schädlich; fühlst du dich hingegen ruhig, zufrieden und fröhlich, so ist es gut und recht und schön, was du thust. Diese Bewegungen in dir, die jeder Mensch eben so fühlt als du, nennen wir mit einem Wort das Gewissen.

Dieses Gewissen fühlest du in dir, hast es schon oft gefühlt, und wirst es noch oft fühlen. Woher hast du es denn wohl? Selbst hast du dir es nicht gemacht; deine Eltern haben es dir auch nicht gegeben; kein Mensch kann es dir geben. Nur Gott, der dir Verstand gegeben hat, daß du Gedanken fassen kannst, hat dich so gemacht, daß deine Gedanken dir selbst sagen müssen, was gut oder böse, recht oder unrecht, anständig oder schädlich sey. Und warum hat er dich so gemacht? Weil er selbst gut ist, und alles Böse ihm zuwider ist; und weil er dich auch gut haben, und vor dem Bösen bewahren will. Durch unruhige, bange und beschämende Gedan-

ken warnt Er dich vor dem Bösen, oder schreckt dich davon zurück; durch ruhige, zufriedene und freudige Gedanken ermuntert er dich zum Guten, oder stärkt dich darin.

Höre denn mein Kind, auf die Stimme deines Gewissens, es ist Gottesstimme in dir. Merke immer darauf, was du selbst in deinem Innersten über das denkst, was du thust oder gethan hast; gieb Acht, wie es dir dabey zu Muthe sey, ob du Schaam, Reue und Bangigkeit, oder Ruhe, Freude oder Zufriedenheit darüber empfindest. Fühlst du Schaam und Unruhe darüber, so ist es ein gewisses Zeichen, daß auch Gott unwillig darauf ist, und es gewiß böse und unrecht sey; fühlst du aber Ruhe und Zufriedenheit darüber, so bist du auch sicher, daß es Gott gefällt, und gewiß gut und löblich ist. Thue das oft; befrage dein Gewissen oft über das, was du thust oder thun willst: so wirst du dich bald gewöhnen, vor dir selbst zu erröthen; dich auch dann zu schämen, wenn es schon kein Mensch erführe; und vor Gewissens-Unruhe und vor allem was böse ist, zurückzufahren: so wirst du dich sebst ehren lernen; deine innere Gewissensruhe und Zufriedenheit werthschätzen; und das Gute, wozu dich diese frohe Empfindungen erwecken, mit willigen und freudigen Herzen vollbringen; und eben daran gewiß seyn, daß es auch Gott wohlgefalle.

Bedenke auch noch das, mein Kind! Gott, der alles in der Welt gemacht hat, weiß auch al-

les

les was in der Welt vorgeht. Thust du gleich etwas heimlich, das deine Eltern und andere Menschen nicht erfahren, so weiß es doch Gott; Er sieht und weiß alle Dinge. Wenn du dich vor keinem Wenschen schämest, so mußt du dich vor Gott schämen; wenn du dich auch vor keinem Menschen zu fürchten hast, so mußt du doch Gott fürchten, der das Böse weiß, was du thust oder vornimmst, und dem du gar nicht damit gefällst. Und wenn kein Mensch das Gute erfährt, das du thust, wenn sich auch kein Mensch darüber freuet, so weiß es doch Gott, der dir so viel Gutes thun kann und thun will, daß du ihm, deinem grosen Vater wohlgefallest.

Nimm nun, l. K. alles das zusammen, was du bisher gehört und verstanden hast, und präge es dir oft in dein Gemüth. Liebe deine Eltern mehr als alle andere Menschen; denn sie lieben dich mehr als alle andere Menschen: folge ihnen, denn sie meynen es gut mit dir, und verstehen es besser, als du, was dir nützlich ist.

Was du gerne willst, das andere Leute dir thun sollen, das thu du auch ihnen: und was du nicht gern willst, das dir von andern geschehe, das thue du an andern auch nicht. Ohne die Liebe und Hülfe anderer Menschen kannst du in der Welt nicht zurecht kommen, und deine Liebe und Hülfe haben wieder andere nöthig: dienet einander also gern, so wie jeder dem andern mit seinen Kräften und Geschicklichkeiten dienen kann.

Men-

Menschen können durch ihren Verstand vieles zu deinem Nutzen und Besten bewirken; aber den Verstand dazu geben sie sich nicht selbst, und können ihn auch von andern Menschen nicht bekommen: und bey allem ihrem Verstande können sie doch vieles gar nicht machen, auch das nicht einmal hervorbringen, woraus sie etwas nützliches zu machen wissen. Der das alles gemacht, und dir und allen den Verstand gegeben hat, wieder etwas nützliches daraus zu machen, ist Gott. Er hat alles am Himmel und auf der Erde, im Wasser und in der Luft gemacht, was kein Mensch machen kann: er ist also auch viel mächtiger, als alle Menschen. Er hat alles in der Welt so ordentlich eingerichtet, daß es immer seinen Gang fortgehet, welches kein Mensch kann; er ist also auch viel verständiger als alle Menschen. Er hat alles so schön und lieblich gemacht, alles zu unsrer Freude geschaffen, und die Erde ist voll von seiner Güte: er erweiset uns also auch reichlich und täglich mehr Liebe, als alle Menschen uns erweisen können. Er verdient also mehr deine Liebe und mehr Zutrauen und Ehrfurcht von dir, als alle Menschen: denn er kann mehr thun, als sie, und weiß alles besser, als sie. Auf ihn kannst du dich also vielmehr, als auf deine Eltern und auf alle andre Menschen verlassen.

Er hat auch dich gemacht, und dir einen solchen Verstand und solchen Sinn gegeben, daß du unruhig, beschämt, und bange wirst, wenn du unrecht

unrecht thust, und was böses vornimmst; und hingegen zufrieden, ruhig und froh bist, wenn du recht thust und Gutes übest. Er erinnert dich dadurch, unrecht und böses nicht zu thun, sondern gut und recht zu handeln; und er weiß und sieht immer, ob du dieser seiner Erinnerung folgest.

Habe also Acht auf dein Gewissen: ehre diese Stimme Gottes in dir: fürchte den Tadel deines eigenen Herzens, und schäme dich vor dir selbst: schätze den Werth deiner innern Ruhe und Zufriedenheit: und erinnere dich oft, daß Gott dich immer siehet, und genau weiß, was du denkst und thust. Dann wirst du in dir froh seyn, von deinen Eltern und von andern Menschen geschätzt und geliebt werden; und Gott dich als der beste und gütigste Vater immer lieben, und mit seiner Liebe erfreuen. *)

*) Siehe Resewitz Versuch über den Schulunterricht. ꝛc. S. 25.

III. Klei-

III. Kleine wahre Geschichten.

Ich soll meinen Nächsten lieben als mich selbst.

1.

Simon, ein Schüler zu Merseburg, wurde sehr krank, und lebte in dürftigen Umständen. Augustin, der Sohn eines wohlhabenden Bürgers, besuchte ihn fleissig, wobey seine Eltern nichts zu erinnern fanden, da seine Krankheit nicht ansteckend war. Er besuchte aber nicht nur den Kranken; sondern wachte auch eine Nacht um die andere bey ihm, holte die Arzney, welche er ihm von dem Arzte hatte verschreiben lassen, und verpflegte den Armen auf jede ihm mögliche Weise. Die Eltern erfülleten gern die Bitte ihres Sohnes, dem kranken Fremdlinge paßliche Nahrungsmittel zu schicken. Auch sprach der gute Augustin für seinen armen Freund bey andern Begüterten. Was bewegt dich denn, fragte einst Jemand, dich des Kranken so sehr anzunehmen? Augustin antwortete: ich denke, wenn ich arm und krank und fremd wäre, wie Simon, so würde es mir gewiß auch gefallen, wenn gute Menschen an mich dächten, zu mir kämen, und mir etwas zu Liebe thäten. Matth. 7, 12.

2.

Ein junger Mensch hatte sich einmal verirret, und klopfte spät am Abend an die Thüre eines Landwirths. Man nahm ihn freundlich auf, und setzte ihm das Beste vor, was man hatte. Am andern Morgen, da der Fremde sich erbot, für seine liebreiche Bewirthung zu bezahlen, sagte der gutmüthige Landwirth: Nein, ich nehme nichts von euch. Ich hatte mich auch einmal verirret, und wurde, wie ihr, in dem Hause eines Fremden bewirthet, der keine Bezahlung von mir annehmen wollte. Ich bezahle daher jezt weiter nichts, als meine Schuldigkeit; bezahlt ihr eure Schuld auf eben diese Art einem Andern.

---

3. Das dankbare Kind.

Ein kleines armes Mädchen begegnete in der Erndte ihrem Lehrer mit einem grosen Bündel Aehren, die sie im Felde aufgelesen hatte.

Hast du, fragte er sie, diese Aehren alle selbst aufgelesen? Ja, lieber Lehrer, gab sie zur Antwort, alle selbst! Doch nicht auf eine unerlaubte diebische Weise? Gott behüte mich! unrecht Gut gedeiht ja nicht, wie sie uns in der Schule gelehrt und bewiesen haben. Bist du lange im Felde gewesen? Kaum vier Stunden, aber ich habe mich auch nicht umgesehen. Und warum bist du gleich-

wohl

wohl so fleissig gewesen? Um mich einmal recht thätig dankbar gegen meine lieben Eltern zu beweisen; meine Mutter hat ja so viel Mühe und Arbeit mit mir gehabt, ehe ich so groß geworden bin, und mein Vater giebt mir alle Tage von seinem Brode, das er sich so sauer verdienen muß. Gott segne dich, liebes Kind! antwortete der Lehrer; solche edle Gesinnungen werden alle deine Lebenstage zu Freudentagen machen.

---

4. Die guten Kinder.

Die kleine siebenjährige Katharina, die Tochter eines armen Webers, zerbrach aus Unvorsichtigkeit, den einzigen Topf, den ihre Mutter besaß. Sie lief in ein Haus wo sie schon viele Wohlthaten genossen hatte, weinte sehr über diesen Verlust, und bat, man möchte ihr doch aus diesem Jammer helfen. Denn sagte sie: wenn es meine Mutter erführe, würde sie sich sehr darüber kränken. Man ermahnte sie, künftig vorsichtiger zu seyn, und schenkte ihr so viel Geld, daß sie wieder einen Topf kaufen konnte. Nach einiger Zeit kam das Mädchen zurück und sagte: ich habe den Topf wohlfeiler bekommen, hier ist das übrige Geld. —

5. Ihr Bruder ein Knabe von acht Jahren bekam von jenen wohlthätigen Personen ein Stück

Braten. Er aß aber nicht davon, und als man ihn um die Ursache fragte, antwortete er nicht. Man ließ ihn allein, kaum war er sich selbst überlassen; so steckte er den Braten in die Tasche. Bald darauf kam jemand in das Zimmer, und fragte ihn, was er denn mit dem Braten gemacht habe? Anfangs wollte er nicht antworten, endlich gestand er; daß er den Braten eingesteckt habe, um ihn seiner Mutter zu bringen. Denn, sagte er: alle Markttage wird ein Vierling Fleisch für meinen Vater gekocht, und wenn etwas davon übrig bleibt, so bekommen wirs. Meine Mutter ißt aber das ganze Jahr kein Fleisch: deswegen will ich ihr den Braten bringen, damit die gute Frau doch auch einmal etwas Gutes bekommt. —

6. Wer ist mein Nächster?

Im Jahr 1784. rettete Georg Hartung, Bürger und Lohgerber zu Berka, einen armen Juden, der im tiefen Schnee lag, vom Erfrieren. Ein hartherziger Christ sagte zu ihm: was wollt ihr euch doch mit einem Juden abgeben? Hartung antwortete: er sey Jude oder Heide, so ist er doch ein Mensch. —

Heilig! heilig ist das Band, das die Menschen bindet,
Ist geknüpft von dessen Hand, der die Welt gegründet.
Ist geknüpft, daß besser mir Seine Welt gefalle,
Einen Vater haben wir, Einen Schöpfer Alle.

7. Hü-

7. Hüte dich vor Gleichgültigkeit und Kaltsinn.

Ein armer Knabe, Sebald, hatte seinem Brodherrn einen gläsernen Krug zerbrochen. Er wünschte, einen andern dafür zu kaufen, und bat einen gewissen Hilmar, der für Näschereien genug ausgab, ihm so viel Geld zu geben, daß er einen andern Krug kaufen könne. Du hättest dich vorsehen sollen, war seine Antwort, ich gebe dir nichts. Nur einen Groschen sprach Sebald; wer weiß, wo ich Ihnen einmal wieder dienen kann. Du mir wieder dienen? erwiederte Hilmar, du siehest mir recht darnach aus. So blieb er, bey allen Bitten, unbewegt. Nach etlichen Jahren hatte Hilmar in einem Walde den Weg verloren, und wußte nicht, wie er aus dem Walde herauskommm sollte. Er winselte und schrie vergeblich. Endlich kam Sebald des Weges, welchem der Verirrte seine Noth klagte. Schon gut, sagte Sebald, ich will Ihnen den Weg zeigen, ob Sie gleich einst dachten, daß ich Ihnen nie würde dienen können. Können doch auch wohl reiche Leute armer Menschen Hülfe nöthig haben. Sebald war damals Jäger und von seinem Herrn in den Wald geschickt.

8. Hüte dich vor dem Neide und Hasse.

Peter und Marthe waren gute Kinder; darum suchten sie ihren armen Eltern die Nahrungssorgen zu erleichtern. Joseph wohnte an demselben Orte. Auch hatte er arme Eltern. Aber er hatte keine Lust, seinen Eltern ihre Sorgen zu erleichtern. Doch verdroß es ihn, wenn Peter und Marthe wegen ihrer Thätigkeit gelobt wurden. Im Sommer giengen diese auf einen Berg, und pflückten Erdbeeren, welche sie hernach in die Stadt zum Verkaufe brachten. Noch waren nicht alle Erdbeeren reif. Sie pflückten also erst die reifsten ab, und dachten, nach wenigen Tagen wieder hieher zu kommen. Joseph, der das wußte, gieng hin, um ihnen die Freude zu verderben, und zerstörte die Erdbeersträuche. Die beyden Geschwister sahen nach etlichen Tagen die Zerstörung. Sie wußten wer sie angerichtet hatte; aber sie suchten keine Gelegenheit sich zu rächen; sondern suchten anderswo Erdbeeren.

---

9. Du sollst nicht stehlen.

An einem angenehmen Herbsttage gieng der alte Gottlieb mit seinem jüngsten Sohn Hans weit ins Feld spatzieren. Da sie vor einem Garten vorbey giengen, der mitten im Felde lag, so sagte Hanns: Vater, mich dürstet recht sehr! Mich auch, antwortete der Vater; aber wir müs-

müssen schon uns gedulden bis wir zu Hause kommen.

Der Sohn. Dort steht ein Birnbaum mit vielen schönen, reifen Birnen.

Der Vater. Der Baum steht in einem Garten, welcher mir nicht gehört.

Hans. Wir können ja leicht über den Zaun steigen; denn er ist nicht hoch.

Der Vater. Was würde aber der, welchem der Garten gehört, dazu sagen, wenn er hier wäre?

Hans. Er ist gewiß nicht hier, und Niemand sieht uns, der es ihm sagen könnte.

Der Vater. Einer aber sähe uns gewiß, und der müßte uns strafen, weil wir Böses thäten.

Hans. Wer denn, Vater, wer? —

Vater. Der, welcher überall zugegen ist, uns immer sieht, immer weiß, was wir thun — Gott.

Hans. Ach ja, daran habe ich nicht gedacht.

Jezt richtete sich ein Mann auf, der hinter dem Zaume gesessen hatte, der Besitzer des Gartens, welcher Hans so anredete: Danke Gott, Hans! daß dein guter, frommer Vater dich gehindert hat, in den Garten zu steigen und etwas zu nehmen, das dir nicht gehört; denn ich habe unter diesem Birnbaum, um ihn vor Dieben zu bewahren, Fußangeln legen lassen. Du

würdest hereingetreten haben, und immer lahm geblieben seyn. Weil du aber, durch deinen Vater gewarnet, das Unrecht nicht gethan hast, so will ich dir gern von den besten Birnen geben. Er gab reichlich. Gottlieb wollte dem Manne Geld dafür geben; allein er weigerte sich durchaus, es anzunehmen; denn, sagte er, der Gott, welcher nicht will, daß wir Böses thun, sieht es gern, wenn wir Gutes thun, und unserm Nächsten helfen, wo und wie wir können.

---

10. Der Hehler ist so strafbar, als der Stehler.

In einer Schule kamen den Kindern immer Federn, Papier, Nadeln, Garn, Bücher und dergleichen weg, was sie in der Schule brauchten. Nur Regine wußte, wer dergleichen entwandte. Sie verrieth aber ihre Nachbarin nicht, die bey ihr in der Schule saß, und sich das Stehlen angewöhnt hatte; denn sie theilte das Gestohlne mit ihr, oder verkaufte es, und nahm dann auch ihren Antheil. Endlich wurden beyde entdeckt und Regine bekam von ihrem Lehrer eben die Strafe, welche ihre diebische Nachbarin erhielt; denn der Lehrer sagte; wäre kein Hehler so wäre auch kein Stehler.

---

11. Das

11. Das ehrliche Mädchen.

Ein Mädchen weinte erbärmlich auf der Strasse. Ein Mann hörte es und fragte: warum weinest du? Ach, schluchzete es, meine Mutter gab mir einen Groschen, daß ich für meinen Vater Bier hohlen sollte. Ich habe das Geld verlohren, und kann es nicht wieder finden. Bey diesen Worten sah das Kind immer auf die Erde, suchte und weinte. Hier hast du, liebes Kind, einen Groschen, sagte der Mann. Das Kind dankte herzlich. Kaum aber war der Mann einige Schritte von ihm weg, als ihm das Kind nachgelaufen kam und freudig sagte: hier, lieber Mann, ist ihr Groschen wieder, ich habe den meinigen gefunden. Dem Manne gefiel diese Ehrlichkeit sehr, er küßte das Kind, lobte es wegen seiner Treue, und sagte: liebes Kind! bring diesen Groschen deiner Mutter.

---

12. Der ehrliche Knabe.

Ein vornehmer Mann verlohr zu Triest auf der Strase seinen Geldbeutel. Hinter ihm her kam ein zehnjähriger Knabe, und rief so laut er konnte: Herr, nehmen Sie doch ihren Geldbeutel mit! Der Herr aber achtete nicht auf das Rufen, gieng weiter und kam dem Knaben bald aus den Augen. Allein er kundschaftete ihn aus, und brachte ihm den Beutel in den Gasthof nach, wo er eingekehrt war. —

---

13. Sey gerecht gegen deinen Nächsten in Ansehung seines guten Namens.

Ein Vater hatte seiner Tochter etwas Geld gegeben; aber ausdrücklich verboten, dafür Kuchen, oder andere Näschereyen zu kaufen. Seine Tochter Hedwig gehorchte. Da ihr aber einst, wie sie in die Schule gieng, von einer Frau, welche Kuchen verkaufte, ein Stück Kuchen geschenkt wurde, so nahm sie dieses an. Das sahe Leonhard, der Sohn ihres Nachbars, und sagte ihrem Vater, sie habe Kuchen gekauft. Hedwig kam aus der Schule nach Hause. Leonhard, welcher sie unterwegs antraf, wollte ihr bange machen. Allein sie hatte ein gutes Gewissen, und ließ sich nicht bange machen. Der Vater fragte: für wieviel Geld hast du heute vernaschet? Für nichts, antwortete sie; denn du hast es mir ja verboten. — Du hast doch aber Kuchen gekauft? — Nein antwortete sie freymüthig, den bekam ich geschenkt: Sie können sich bey der Frau erkundigen, die mir den Kuchen gegeben hat. Der Vater that es, erfuhr die Wahrheit, und trauete Leonhard nicht mehr.

Hüte dich vor der That — der Lästrung wird wohl Rath.

---

14. Sey aufrichtig, redlich, wahrhaftig.

Einem Knaben hatten seine Eltern unter andern guten Lehren auch diese eingeschärft, daß er immer die Wahrheit sagen sollte, auch wenn er sich beschädiget hätte. Was geschah? Einst drängte er sich zwischen Stühlen und dem Schranke durch, um sich zu verstecken, welches Spiel ihm verboten war, und ritzte sich die Haut am Arme auf. Er gieng zu seiner Mutter und sagte: ach, ich bin ungehorsam gewesen, habe aber schon meine Strafe dafür erhalten; sehen Sie, liebe Mutter, wie es blutet. Darum strafen Sie mich nicht mehr. Dieses aufrichtige Bekenntniß gefiel der Mutter so wohl, daß Sie ihn in ihre Arme nahm, und, statt die Ruthe gegen ihn zu ergreifen, ihn küßte und lobte, daß er seinen Fehler erkannt, und ihr denselben freiwillig angezeigt hätte. Sie verband seine Wunde, und ermahnte ihn, künftig gehorsamer zu seyn, welche liebreiche Ermahnung er auch befolgte.

---

15. Ich soll nie lügen.

Ludwig ließ sich durch einen andern Knaben, Friedrich verleiten, die Schule zu versäumen. Wenn dich, setzte Friedrich hinzu, der Lehrer fragt: warum du nicht in die Schule gekommen bist, so

darfst du ja nur sagen, du hättest mit deinem Vater weggehen müssen. Als Ludwig den andern Tag wieder in die Schule kam, fragte ihn der Lehrer: wo er denn gestern gewesen wäre? Allein Ludwig befolgte den Rath Friedrichs nicht, sondern gestand vielmehr dem Lehrer, er habe sich durch einen andern Knaben verleiten lassen, die Schule zu versäumen. Diese Aufrichtigkeit gefiel dem Lehrer sowohl, daß er ihm die verdiente Strafe erließ und ihn freundlich warnte, sich künftig nicht mehr von bösen Buben verführen zu lassen.

---

16. Sey nicht zu offenherzig; sondern zu rechter Zeit verschwiegen.

Sophie war in der Verschwiegenheit ein Muster. Sie sagte nicht eher wieder, was ihr andere offenbaret hatten, und was sie heimlich halten sollte, als bis sie es für Pflicht hielt. Sie dachte: wer kein Recht hat, dich auszufragen, was du weißt, dem bist du auch nicht schuldig zu sagen, was er gern wissen möchte, besonders, wenn zu vermuthen ist, daß er davon üblen Gebrauch machen würde.

Ich will zu rechter Zeit reden, und zu rechter Zeit schweigen.

---

17. Halte dein Versprechen.

Gottfried handelte nach dem Spruche: ein ehrlicher Mann hält sein Wort. Sein Freund

Au-

August war einmal von seinen Eltern in die Stadt geschickt, und Gottfried hatte ihm versprochen, ihm des Abends zu einer bestimmten Zeit entgegen zu kommen. An demselben Tage erhielten Gottfrieds Eltern Besuch, und die Fremden brachten Kinder mit, welche sich gern mit Gottfried und seinen Geschwistern belustigen wollten. Allein Gottfried zog die Erfüllung seines Versprechens jener Belustigung vor. Da half kein Bitten der Kleinen und Grosen, zu Hause zu bleiben. Er ließ seine Eltern nicht eher in Ruhe, bis sie ihm die Erlaubniß gegeben hatten, seinem Freunde entgegen zu gehen. Erst um 10 Uhr kam er zurück, da schon alle Fremde abgereiset waren.

Der ist ein braver Mann,
Der das, was er verspricht,
Aus Achtung für die Pflicht,
So bald er kann, treu hält.
Er ists, der mir gefällt,
Denn brav ist dieser Mann.

18. Sey dienstfertig.

Roland gieng einmal über Feld und sahe, daß einige von seines Nachbars Kühen sich losgerissen hatten. Weil er besorgte, daß diese Kühe sich verlaufen, oder Schaden thun möchten, so gieng er hin, und band sie wieder an. — An einem andern Tage bemerkte er eine Heerde Schweine

in

in seines Nachbars Gerstenfelde. Er jagte sie geschwind heraus. — Eines Abends sah er, daß bey seinem Nachbar Licht durch ein kleines Fenster schien, wo, wie er gewiß wußte, Niemand wohnte. Er weckte den Nachbar, und erzählte ihm, was er gesehen hätte. Dieser untersuchte die Sache, und fand, daß die Magd mit einem brennenden Lichte in ihre Kammer gegangen war, ein gefährlicher Umstand, weil sie über einen Boden gehen mußte, auf welchem Stroh und Flachs lag. So suchte Roland auf diese Weise Schaden abzuwenden.

19. Sey gefällig.

Wer ist so gut, und leihet mir einmal eine Feder? — bat der kleine Fritz seine Geschwister. Aber Karl, der drey Federn vor sich liegen hatte, sagte: ich brauche meine selbst, wer eine haben will, schaffe sich eine.

Eine Feder willst du, Fritzchen? fragte Henriette; hier ist meine, und so reichte sie ihre beste Feder hin.

Ein paar Tage darnach wollte Henriette ihre Blumen begiessen, und hatte kein Wasser. Ach! rief sie, wenn ich doch etwas Wasser hätte. Gleich lief Fritz hin, und holte eine Flasche mit Wasser, und half ihr die Blumen begiessen.

Welches von diesen Kindern betrug sich hier gefällig? Welches aber ungefällig und schlecht?

Was

Was hat man davon, wenn man andern einen Gefallen erweißt?

Möget ihr wohl mit ungefälligen Leuten gern viel zu thun haben?

---

20. Sey mitleidig, barmherzig und mildthätig.

Ehrlich gab seinen Kindern zu gewissen Zeiten etwas Geld. Dafür durften sie freylich etwas zu ihrem Vergnügen kaufen; aber er warnte sie, unnütze Dinge zu kaufen, und sagte ihnen, daß sie mit dem Gelde, was manche Kinder für unnütze Dinge ausgeben, manches arme Kind erfreuen könnten. Sie machten den Versuch, beschenkten ein armes Kind, und empfanden durch seine Freude selbst viele Freude, daß sie willig fortfuhren, armen Kindern wohlzuthun. Sie kauften eine bleierne Büchse, und machten unter sich aus, daß Jeder, der für sein sinnliches Vergnügen etwas verwenden wollte, zugleich etwas für die Armen in die Büchse stecken müßte. Der Vater hatte über diese Einrichtung seine innige Freude.

---

21. Ein armer Knabe in Paris, der keinen Versorger hatte, und noch zu klein und schwach war, um durch Arbeit sein Brod selbst zu erwerben, bat mehrere Leute vergebens um ein Allmosen.

sen. Vor Hunger und Betrübniß fieng er an zu weinen. Ihm begegnete ein anderer armer Junge, der ihn zwar nicht kannte, aber doch fragte, warum er weine? Ach! antwortete jener, und weinte heftiger, mich hungert so sehr, denn ich habe seit vorgestern nichts gegessen. — Ich bin zwar auch hungrig, erwiederte dieser; aber weil dich so sehr hungert, und du so weinst, — da hast du die Hälfte!

---

22. Sey freundlich und höflich.

Zu Stockholm, in der Hauptstadt Schwedens, war ein sehr artiger und höflicher Knabe, Namens Urban, höflich gegen Jedermann, besonders gegen seine Eltern. Mit herzlicher Freundlichkeit kam er ihnen entgegen, auch wenn er nichts von ihnen zu erhalten wünschte. Wenn er aber etwas von ihnen begehrte, so bat er immer mit anständiger Höflichkeit, womit er auch seine Dankfagung begleitete. Er war nicht bloß höflich und freundlich; sondern auch ein recht guter Knabe, so daß man nicht bloß artige Sitten, sondern auch wahre Sittlichkeit von ihm rühmen kann. Zwar hatte er keine besondere Fähigkeiten des Verstandes, allein er fand doch in der Folge sein gutes Fortkommen in der Welt.

---

23. Ein Herr reisete durch ein Dorf, vor welchem eine Anzahl Kinder spielte. Je näher er

ih-

ihnen kam, desto stiller wurden sie; und als er vor ihnen vorbey ritt; blieben alle mit zu ihm gekehrtem Gesichte stehen, und nahmen ihre Hüte und Mützen ab. Ein Paar aber liefen eilig voran, machten das Hecken auf, und blieben so lange dabey stehen, bis der Reisende heran kam. Da sahen sie ihn freundlich an, nahmen gleichfalls ihre Mützen ab, und beugten sich dabey ein wenig vorwärts. Er dankte ihnen sehr freundlich, und fragte sie, welchen Weg er jenseit des Dorfes nach der nächsten Stadt nehmen müsse. Gleich kam einer etwas näher und sagte: Ich werde mit gehen, und den Herrn auf den rechten Weg bringen. Der Herr freuete sich ausserordentlich über diese höflichen und dienstfertigen Kinder; er griff in die Tasche, und wollte dem Knaben der mit ihm gieng eine kleine Belohnung geben. Wie sehr aber erstaunte er, da derselbe sie beschieden ausschlug, und sagte: wir thun das gerne umsonst, daß wir jemand den rechten Weg zeigen. Hierauf wünschte er ihm eine glückliche Reise, und eilte wieder fröhlich zu seinen Spielkammeraden.

24. Hüte dich für Grobheit.

Rusticus war ein sehr grober Knabe. Er bot keinem Menschen einen guten Tag oder guten Abend. Sein Hut schien ihm auf dem Kopfe festgenähet zu seyn. Wenn er etwas haben woll-

te,

te, so sagte er nur: gebt mir das! ich will das! statt zu sagen: ich bitte Sie darum, haben sie die Güte es mir zu geben. Wenn man ihm etwas gab, so nahm er es tölpisch hin, ohne Dank zu sagen. Vergebens suchten seine Eltern ihm diese Grobheit abzugewöhnen. Allein alle Vorstellungen richteten nichts aus. Obgleich Rusticus gar nicht ungeschickt war, so mochte ihn doch Niemand wegen seiner Ungeschliffenheit leiden.

---

25. Sey einträchtig, verträglich, friedfertig.

Unter den Söhnen eines gewissen Landmannes war ein sehr ernsthafter Zwist entstanden. Lange und vergeblich hatte sie der Vater zum Frieden ermahnt. Endlich befahl er ihnen, sie sollten ihm eine Menge Ruthen bringen. Sie brachten sie, und er band sie alle in einen Bündel zusammen. Diese fest geknüpften Bündel gab er jedem seiner Söhne, damit sie die Ruthen zerbrächen. Allein bey aller Anstrengung ihrer Kräfte vermochten sie es nicht. Der Vater löfete darauf den Bündel von einander, und gab ihnen nun die Ruthen, sie zu zerbrechen, welches sie leicht konnten. Der Vater redete sie dann so an; nehmet hieran ein Exempel. Ihr werdet gegen Feinde gesichert seyn, so lange ihr euch unter einander liebet, vertraget und fest an einander haltet. Sobald aber Zank

und

und Zwietracht unter euch herrschen, so wisset, daß ihr dann die Beute eurer Feinde werdet.

26. Sorge für deine Gesundheit.

Wenn Hans aus der Schule kam, so warf er nach den andern Kindern mit Schneeballen. Einst hatte er sich die Hände im Schnee recht kalt gemacht, eilte nun zu Hause und wärmte sich so gleich am heissen Ofen. Nach einigen Tagen fiengen ihm die Hände an zu jucken; er rieb und kratzte sich, jemehr er aber rieb, desto mehr juckten sie ihn. Beyde Hände brachen auf und er mußte viel Schmerzen ausstehen, ehe sie heil wurden.

1. Willst du nicht, daß der Frost dir bringe böse Beulen:
So darfst du ja nicht gleich zum warmen Ofen eilen.
2. Sind deine Glieder steif, vor Kälte dir erfroren:
So stecke sie in Schnee, selbst die erstarrten Ohren.

27. Ich soll mässig essen und trinken.

August und sein Bruder Franz giengen auf ein nahes Dorf, einen Anverwandten zu besuchen. Hier wurde ihnen recht viel zu essen und zu trinken vorgestellt. Franz ließ es sich wohl schmecken. Er aß von allen Speisen so viel, als er nur hinunter bringen konnte. Aber schon bey dem Nachhausegehen klagte er über Kopfschmerzen.

Er mußte sich sogleich, als er nach Hause kam, niederlegen und blieb mehrere Tage krank. August hingegen, der nicht mehr gegessen hatte, als bis er satt war, blieb gesund und konnte den folgenden Tag wieder in die Schule gehen. —

1. Brauch', was dir dienlich ist, im Trinken und im Essen;
Und gleichwohl mußt du hier die Maase nicht vergessen.

2. Bey Tische darfst du nie den weisen Spruch vergessen;
Man ißt, damit man lebt, und lebt nicht um zu essen.

3. Viel Fett, zu Mancherley, viel Würze, heisse Kuchen
Sind schädlich; glaubst dus nicht, so kannst du es versuchen.

4. Iß und trinke nicht zu heiß; käu' jeden Bissen klein,
Trink' Wasser, trinkst du Bier, muß es gegohren seyn.

5. Nach starker Leidenschaft, nach Schrecken, Zorn und Zank
Gebrauche nie zu bald die Speise und den Trank.

6. Vermeide starken Schweiß, und hast du dich erhitzt:
So denk', daß schneller Trunk oft tödet, niemals nützt.

---

28. Vorsicht beym Trinken.

Ein Wanderer mußte an einem heissen Tage über ein weites Feld gehen. Es fieng ihn an zu durſten, und er ſehnte ſich ſehr nach einem kühlen reinen Trunk Waſſer. Es währete lange, ehe ſein Wunſch erfüllt wurde. Endlich fand er am Fuſſe eines Berges eine ſchöne klare Quelle. Seine Freude war ungemein gros; dankbar blickte er gen Himmel, Den zu verehren, der Waſſer aus den Bergen flieſſen läßt.

Indeſſen überließ er ſich nicht gleich ſeiner Begierde zu trinken; denn man hatte ihm in der Jugend geſagt, daß es ſehr gefährlich ſey, ſich ſchnell abzukühlen, wenn man erhitzt iſt. Ganz gelaſſen ſetzte er ſich bey der Quelle nieder, aß ein wenig Brod, und wartete, bis er glaubte, ohne Nachtheil für ſeine Geſundheit ſeinen lechzenden Gaumen laben zu können.

Dieß that er denn auch mit der ruhigſten Freude, und als er ſich am ganzen Körper geſtärkt fühlte, ſtand er auf, ſetzte ſeinen Weg fröhlich fort, weil er ſich weder Sorgen noch Vorwürfe machen durfte.

---

29. Sey kein Näſcher.

In Chemnitz wußte eine Magd die Schlüſſel zu einem gewiſſen Behältnis ihrer Herrſchaft heim-

lich zu entwenden, um ihre Lüsternheit nach Brandwein zu befriedigen! Zum Unglück ergriff sie aber eine Flasche Vitriolöl, womit sie sich den Mund auf die erschrecklichste Art verbrannte. Sie würde haben sterben müssen, wenn sie mehr verschluckt hätte, und nicht noch in Zeiten ein geschickter Arzt wäre zu Hülfe gerufen worden. Sie hat aber die empfindlichsten Schmerzen ausstehen müssen und fast fünf Tage nichts essen können.

Die Näscherey hat oft schon Manchen krank gemacht,
Ja, merk' dieß wohl, sogar ins frühe Grab gebracht.

---

30. Noch einige Reime zur Gesundheitslehre.

1. Sey reinlich, liebes Kind, wenn du gesund willst leben:
Das Wasser hat dir Gott zur Reinigung gegeben.
2. Der Schlaf ist dir gegönnt; doch soll er stärkend seyn,
So setz' ihm rechte Zeit; die Kammerluft sey rein.
3. Die Füsse suche warm und trocken zu erhalten,
Weit sichrer kann der Kopf, als diese dir erkalten.

4. Bewegung nützt gar sehr; doch vor und nach dem Essen
Muß man besonders hier die Maase nicht vergessen.

5. Wenn du aus groser Wärm' schnell in die Kälte gehst;
So wundre dich dann nicht, wenn Krankheit dir zustößt.

6. Willst du wie Pflicht befiehlt, Mensch der Gesundheit schonen:
So mußt du reinlich seyn, in trocknen Zimmern wohnen.

7. Vermeide grose Hitz' und Zugluft in dem Zimmer
Und Kohlendampf, verschließ die Fenster auch nicht immer.

8. Sind deine Füsse naß, die Glieder feucht und kalt:
So wechsle du dein Zeug, ist es dir möglich, bald.

9. Das Baden ist gesund, (den Doctor magst du fragen;)
Nur nicht kurz vor und schnell nach Tische — wird er sagen.

10. Wirst du einst krank, so nimm nicht jede Arzeney:
Nicht jeder weiß was gut und nütz dem Kranken sey. *)

*) Man lese nach d. Noth u. Hülfsb. S. 307 — 331.

31. Sorge für deine Seele.

Ein König von Aegypten und ein Kaiser von Constantinopel hatten lange heftige Kriege gegen einander geführt. Endlich machten sie Friede. Jeder verlobte seinen Sohn mit des andern Tochter, um das Band der Freundschaft desto fester zu knüpfen. Einst schrieb der König von Aegypten an den Kaiser in Konstantinopel also:

„Einem Vater kann wohl nichts mehr am Herzen liegen, als das Wohl seiner Kinder. Was er sonst besitzt, das wird ihm nach wenigen Jahren genommen; eine glückliche Nachkommenschaft aber ist ein immer grünender Baum auf seinem Grabe. Deswegen bemühe ich mich, meinem Sohne Schätze zu sammeln, mit denen sich ein König Ruhm und Glück erwerben kann. Ich wundere mich daher, daß du es nicht auch so machest, und deinem Sohne keine glückliche Regierung zu verschaffen suchst.„

Der Kaiser antwortete dem Könige: „Der Weise setzt sein Vertrauen nicht auf die Güter dieser Welt, die Unverstand verschwenden, und tausend Unfälle in wenigen Tagen zerstreuen können. Ich bemühe mich meinem Sohne solche Schätze zu sammeln die ihm keine irdische Gewalt nehmen, und durch die er sich Glückseligkeit aller Art erwerben kann; ich meyne, ich habe sein Herz zur Tugend gebildet, und seinen Verstand mit Kenntnissen bereichert. Matth. 6, 19.

---

32. Marie Wohlgut

war herangewachsen, ohne Gott und seinen Willen gehörig kennen gelernt zu haben. Ihre Eltern waren früh gestorben, und die Leute, bey welchen sie nachher lebte; wollten nur immer, daß sie Arbeiten für sie verrichten sollte. Freylich war es gut, daß sie das Kind früh zur Arbeit gewöhnten; aber sie hätten es eben sowohl gehörig in die Schule schicken sollen, damit es Gott und dessen Willen besser kennen lernen möchte. Das arme Mädchen fühlte seine Unwissenheit, schämte sich nicht allein, so unwissend geblieben zu seyn; sondern wünschte auch herzlich in die Schule gehen zu können. Zum Glück kam es bey andere Leute. Da diese bald die Unwissenheit und das Verlangen ihrer Marie merkten, Unterricht zu erhalten, so suchten sie nicht allein selbst sie zu belehren, indem sie oft über Religion mit ihr redeten; sondern schickten sie auch wöchentlich einige Stunden zum Schullehrer, obgleich sie den Dienst einer Kinderwärterin übernommen hatte. Die Erfahrung zeigte bald die gute Fähigkeit dieser Person, etwas zu lernen. Sie holte durch Fleiß das Versäumte ziemlich nach, und freuete sich herzlich, nicht allein ordentlich lesen gelernt, sondern auch manche nützliche Religionskenntnisse eingesammelt zu haben. Am meisten aber gereichte es Marie Wohlgut zur Ehre daß sie sich

redlich bemühete alles zu thun, was sie als Gottes Willen kennen gelernt hatte.

In der Jugend fleissig lernen,
Um nicht gros und dumm zu seyn,
Und das Spielzeug oft entfernen —
Präget euch die Klugheit ein.

---

33. Lerne dich selbst kennen.

Als Demonax, ein griechischer Weltweiser, gefragt wurde: wann er angefangen hätte, vernünftig und richtig zu denken? antwortete er: Zu der Zeit, da ich anfieng, mich selbst kennen zu lernen.

Pythagoras, ein anderer griechischer Weise sagte: laß den Schlaf nicht in deine Augen kommen, ehe du jede Handlung des Tages sorgfältig überdacht hast, Frage dich; wozu habe ich den Tag angewandt? Welche von meinen Pflichten habe ich unerfüllt gelassen? Was habe ich zur rechten Zeit, was zur Unzeit gethan? Auf diese Art frage von der ersten That des Tages an, und gehe bis zur lezten fort; und dann betrübe dich über das Böse, das du gethan hast, und freue dich über das verrichtete Gute.

Sextius, ein Schüler des Pythagoras, schlief keinen Abend ein, ohne sich zu fragen: von welchem Fehler hast du dich befreyet? Welchem Laster hast du widerstanden? Worin bist du besser geworden?

---

34. Bemühe dich überhaupt nützliche Kentnisse zu erhangen.

Marianne, die Tochter eines Gärtners, bemühete sich früh, allerley Geschicklichkeiten zu erlangen. Von ihrer Mutter lernte sie stricken, nähen, spinnen, waschen, kochen; von ihrem Vater, dem sie oft im Garten half, säen, pflanzen, Bäume beschneiden, pfropfen, oculiren, Mistbeete anlegen und Kräuter unterscheiden. Nachdem sie diese Kenntnisse erlangt hatte, gieng sie, mit Erlaubniß ihrer Eltern, zu einer Tante, welche einen grössern Haushalt führte. Hier lernte sie wieder mehr, was zur Haushaltung gehört, z. E. Flachs bauen und bearbeiten. Nach drey Jahren trat sie bey einer vornehmen Herrschaft in den Dienst, wo sie einen guten Gebrauch von ihren Kenntnissen machen konnte, und noch manches lernte, was sie bisher noch nicht gewußt hatte, z. B. Früchte einmachen. Endlich fand sie auch Gelegenheit, das Sticken, Zeichnen, Kleidermachen zu lernen, und benutzte diese Gelegenheit begierig. Bey dem allem aber hatte sie nicht gelernt künstlich zu tanzen. Da sie Hochzeit hielt, lachten einfältige Mädchen, welche nichts Nützliches gelernt hatten, über sie, daß sie nicht künstlich tanzen konnte. Allein ihr Bräutigam zeigte allerley nützliche Sachen, welche sie gemacht hatte, und fragte die Mädchen, welche auf dem Tanzboden über sie lachten, ob sie auch dergleichen

chen verfertigen könnten? Sie mußten ihre Unwissenheit bekennen, und sich schämen, gelacht zu haben.

35. Suche deine Neigungen und Begierden zu beherrschen.

Ein paar sorgfältige Eltern hatten ihrem Sohn Samuel gesagt: steig nie in einen Kahn, wenn nicht erwachsene und verständige Leute dabey sind; denn sonst kömmt dein Leben in Gefahr. Bald darauf geht Samuel am Flusse spatzieren, und sieht einen Kahn darin stehen. Allein er denkt an die Worte seiner Eltern, denen zu gehorchen er für seine Pflicht erkennet. Robert, ein anderer Knabe, kommt dazu und spricht: komm Samuel! wir wollen in den Kahn steigen, und auf dem Flusse herum fahren. — Samuel erwiederte: wir könnten ins Wasser fallen, und ums Leben kommen; allein Robert antwortete: ach, wir werden nicht gleich hineinfallen, und, wenn auch, das Wasser ist nicht tief, man ersäuft nicht gleich. Samuels Begierde wird stärker. Was soll er nun thun? Er antwortet: meine Eltern haben es mir untersagt. Robert spricht: deine Eltern sind nicht gegenwärtig, sie wissen nichts davon, und werden es nicht erfahren, wenn du in den Kahn steigest. Komm nur! Samuel tritt nicht in den Kahn, obgleich seine Neigung noch stärkere Begierde wird.

Robert bindet den Kahn los und ruft Samuel zu: sieh! wie treflich es geht. Du Einfältiger! daß du da stehst! Allein alle solche Worte können Samuel nicht bewegen, seinen Eltern ungehorsam zu werden.

Welch Glück, zu sich mit Wahrheit sagen können:
Ich fühlt' in mir des Bösen Lust entbrennen;
Doch, Dank sey Gott! ich schütze mich.

---

36. Wecke die Triebe und stärke sie, wenn sie einschlummern und schwach werden.

Christian hätte es gern gesehen, wenn er in der Schule wäre gelobt, und Andern vorgezogen worden; allein die Lehrer lobten nur immer den, der Lob verdiente, und zogen immer den Bessern dem Schlechtern vor. Sie sagten deswegen zu Christian: willst du, daß man dich vorziehe, so mußt du dich bemühen, fleissiger und besser zu seyn als andere. Dies Bemühen aber, diese Anstrengung seiner Kräfte war so wenig nach seinem Sinne, daß er lieber auf Lob und Vorzug Verzicht that, als daß er jene Mühe hätte anwenden wollen. Doch nahm er es übel, wenn er getadelt ward, oder wenn andere ihm vorgezogen wurden.

---

37. Eben der Christian hatte eine starke Begierde, ein kleines Pferd zu haben, welches sein

Vetter besaß. Dieser Vetter konnte bey seinem Reichthum das Pferd leicht entbehren. Allein ihm mißfiel Christians Trägheit, und er dachte ihn zum Fleisse anzuspornen, wenn er ihm unter der Bedingung das Pferd verspräche, daß er es haben sollte, wenn er gelernt hätte, einen ordentlichen Brief zu schreiben, und ihm einen solchen Brief schickte. Mit einiger Anstrengung hätte es Christian bald dahin bringen können, diese Bedingung zu erfüllen, denn er konnte schon etwas schreiben. Allein er wollte keine Mühe anwenden, besser schreiben zu lernen, und so erhielt er auch, wie es billig war, das Pferd nicht.

Auf! wecke deine Triebe zum Fleisse und zur Liebe!
O sieh! sie schlummern ein! Du magst dich kaum bewegen,
Und hofft auf Himmelssegen? Auf du must thätig seyn!
Du bleibst bey andrer Freude, Und bey des Bruders Leide
So kalt und unbewegt. Erwecke bald die Triebe
Zum Mitleid und zur Liebe, Daß edle Kraft sich regt.

---

38. Ein gutes Gewissen ist ein edles Kleinod.

Ein jeder Mensch hat ein Gewissen, das ist, er weiß es gar bald und empfindet es, ob er Gutes oder Böses gethan hat. Karl war unge-

horsam gewesen; da schämte und furchte er sich, seinem Vater vor die Augen zu kommen. Der hatte ein böses Gewissen.

Sein Bruder Fritz aber, welcher das gethan hatte, was der Vater haben wollte, schämte sich nicht, sondern freuete sich, und ließ sich getrost vor dem Vater sehen.

Der hatte ein gutes Gewissen. Mit diesem war der Vater auch zufrieden, und hatte Wohlgefallen an ihm. Ueber jenen aber war er unzufrieden und unwillig, und hatte Mißfallen an ihm.

Welcher von diesen beiden war glücklicher?

---

39. Achte auf die Stimme des Gewissens.

Gustav kaufte sich einst ein Pennal. Die Verkäuferin mußte ihm auf ein Achtgroschenstück herausgeben, und sie gab ihm aus Versehen statt eines Zweygroschenstücks ein Viergroschenstück wieder. Anfangs machte ihm dies Freude, er steckte das Viergroschenstück still ein, und gieng fort. Auf dem Wege aber dachte er darüber nach, und sagte bey sich selbst: Die Frau hat sich Schaden gethan; die zwey Groschen gehören ihr, und ich will sie behalten? — Ist das wohl recht? Handle ich wohl ehrlich? Nein, nein — Doch die Frau weiß es ja nicht. Aber Gott! — Beschämt schlug er bey dem Gedanken an Gott die Augen nieder,

und

und lief hurtig wieder zur Frau hin, und sagte: Ach, liebe Frau, sie hat mir zwey Groschen zu viel wiedergegeben. Hier sind sie. — J, wie denn so? — Ja, sie hat mir statt eines Zweygroschenstücks ein Viergroschenstück gegeben.

Ach was sind sie doch für ein lieber guter Mensch! Das hätte der zehnte nicht gethan, und mir die zwey Groschen wieder gebracht. Gott segne Sie für ihre Rechtschaffenheit, und lasse es ihnen immer wohl gehen.

Unbeschreiblich angenehm war die Empfindung, die Gustav darauf hatte. Wie in Wonne schwebend gieng er nach Hause; es war ihm so wohl, so wohl, daß er mit gen Himmel gerichteten Augen ausrief: Gott, was macht die Tugend glücklich!

So will ich denn mein Lebetag die schöne Tugend ehren,
Und niemals auf den Lockgesang des frechen Lasters hören.
Will jeden fehlgethanen Tritt auf frischer That verbessern.
Wie leicht verführt ein kleiner Schritt uns nicht zu einem grössern!

---

40. Fritzchen und Albert.

Fritzchen ein Mädchen, Albert, ein Knabe, machten ihren Eltern viel Freude; Aber zuweilen war Fritzchen eigensinnig, und Albert jähzornig.

Ei-

Eines Tages als Fritzchen bey Tische nicht gleich kriegte, fieng sie an zu weinen und zu schreien. Da sie nun nicht aufhören wollte, führte der Vater sie in eine finstere Kammer, und kriegte nichts weiter, als trocknes Brod und Wasser. Albert der ruhig wartete, bis man ihm gab, konnte sichs gut bey Tische schmecken lassen.

Nach Tische spielten die Kinder mit einander. Fritzchen wollte ihrem Bruder nicht gleich ein Kännchen geben: er suchte es ihr aber mit Gewalt aus der Hand zu reissen; da er aber dieß nicht konnte, wurde er böse, schlug sie, und biß ihr in die Hand. Da sperrte ihn der Vater auch in die finstere Kammer, und er durfte den ganzen Nachmittag nicht wieder spielen.

Einmal wollte Fritzchen keine seidene Fleckchen zupfen, und auch nicht stricken, auch nicht lernen. Der Vater redete ihr zu; aber sie wollte nicht, und fieng an zu weinen. Der Vater ließ sie gehen. Bey Tische bekam sie nur ein Bißchen Suppe. Giebst du mir keinen Braten und Salat? fragte sie. Nein! antwortete der Vater, du hättest auch keine Suppe bekommen sollen. Warum denn nicht? sagte sie weinend. Weil du heute nicht gezupft, nicht gestrickt, nicht gelernt hast. Wir alle haben gearbeitet, wir dürfen also auch essen; du hast nichts gethan. Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen; steht in der Bibel.

So.

So sprach der Vater, und Fritzchen kriegte nichts weiter.

Was ist das die Bibel? Vater! fragte Albert.

Der Vater. Ein Buch, worin viel gute Lehren und schöne Geschichtchen stehen.

Laß mich doch drin lesen, Vater! rief Albert.

Jetzt noch nicht, sagte der Vater. Wenn du gröser wirst, fleissig, aufmerksam, artig und gehorsam bist, dann sollst du auch in der Bibel lesen. Jetzt ließ du nur fleissig in diesem Buche. Sieh, hier die Sprüche sind aus der Bibel.

Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen auch.

Ihr Kinder, seyd gehorsam euren Eltern in allen Dingen.

Gehorchet euren Lehren und folget ihnen.

Habt euch unter einander lieb.

Thue nichts Böses, so wiederfährt dir nichts Böses.

Was der Mensch säet, das wird er erndten.

Rächet euch selbst nicht.

Haltet euch nicht selbst für klug.

Vergebet, so wird euch vergeben.

Seyd dankbar in allen Dingen.

Ists möglich, so viel an euch ist, so habt mit allen Menschen Friede.

Seyd nicht träge, das zu thun, was ihr thun sollt.

Werdet nicht unverständig sondern verständig.

Leget die Lügen ab und redet die Wahrheit.

Wohl zu thun, und mitzutheilen vergesset nicht.

Wenn

Wenn ihr Nahrung und Kleider habt, so lasset euch genügen.

Wer dem Müssiggang nachgehet, wird Armuth genug haben.

Ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem denket nach. —

Und da Albert und Fritze grösser wurden, und recht fleissig, aufmerksam, artig und gehorsam waren, da lehrte sie der Vater sehr viel Angenehmes und Nützliches, mit Freuden. Auch aus der Bibel las er ihnen vor, und ließ sie darin lesen, und lehrte sie auch aus dem vortrefflichen Buche Gott erkennen, und immer noch verständiger und besser werden.

Kinder! wenn ihr fleissig in diesem Buche leset, und alles, was ihr darin findet, versteht, und gut und folgsam seyd; dann werden eure lieben Eltern und Lehrer euch auch noch viel Angenehmes und Nützliches lehren, Gott zu erkennen, und immer noch verständiger und besser zu werden.

Faule mögen träge seyn,
Unverständig bleiben,
Ich will mich des Fleisses freun,
Fleissig alles treiben;
Lernen, was ich lernen kann,
Werden ein geschickter Mann.

Zweite Abtheilung.

Zweite Abtheilung.

I.

Ich kann vergleichen und unterscheiden. *)

L. Wie nennst du das an der Rose, woran du sie gewöhnlich anfasseſt?

Sch. Den Stiel.

L. Aber wie das, was über dem Stiel ist, und bey den meisten Rosen roth aussieht?

Sch. Blätter.

L. Was findest du im Frühlinge und Sommer an dem Kirschbaume auch, wie an den Rosen?

Sch. Blätter.

L. Hältst du aber deswegen den Kirschbaum für eine Rose? Oder die Rose für einen Kirschbaum?

Sch. Nein.

L. Was hat aber die Rose auch, was der Kirschbaum hat?

Sch. Blätter.

L. Worin ist die Rose dem Kirschbaume gleich?

Sch. Sie hat auch Blätter, wie der Kirschbaum.

L. Wenn ich nun zu dir spräche: Vergleiche mir einmahl eine Rose und einen Kirschbaum, wie wolltest du da antworten?

Sch. Die Rose hat Blätter, der Kirschbaum auch.

L. Sind denn aber die Blätter der Rosen eben so, wie die Blätter des Kirschbaums? Sind sie einander ganz gleich?

Sch. Nein. L. Wel-

(*) Verstandesübungen 1. B. Seite 28. — 46.

L. Welche Farbe haben denn die Blätter des Kirschbaums?

Sch. Sie sind grün.

L. Welche Farbe haben aber die Blätter der Rosen?

Sch. Sie sind roth, oder weiß, oder gelb.

L. Wenn ein Kind im Gesichte fast so aussieht, wie sein Vater, wie sagt man da von dem Kinde?

Sch. Es sieht dem Vater ähnlich.

L. Man spricht auch: es hat mit dem Vater Aehnlichkeit. Was hat auch wohl eine Rose mit einem Kirschbaume?

Sch. Eine Aehnlichkeit.

L. Worinn besteht sie, was haben beyde?

Sch. Blätter.

L. Wenn ich nun zu dir sage: gieb mir einmal das Aehnliche an einer Rose und an einem Kirschbaume an, wie wolltest du da sprechen?

Sch. Die Rose hat Blätter, der Kirschbaum auch.

L. Wenn man nun untersucht, ob zwey Dinge einander gleich, oder ähnlich sind, was thut man da mit den beyden Dingen?

Sch. Man vergleicht sie.

L. Was heißt also vergleichen?

Sch. Sagen, ob zwey Dinge einander gleich oder ähnlich sind.

L. Worin ist aber die Rose dem Kirschbaume nicht ähnlich?

Sch. Die Rose ist klein, der Kirschbaum gros, der Kirschbaum trägt Kirschen, die Rose nicht, die Rose hat rothe Blätter, der Kirschbaum grüne u. s. w.

L. Hast du jezt auch Aehnlichkeiten zwischen der Rose und dem Kirschbaume angegeben?

Sch. Nein.

L. Was hast du denn jezt angegeben?

Sch. —

L. Was dem Andern nicht ähnlich ist, nennt man unähnlich. Was hast du also jezt von der Rose und dem Kirschbaume angegeben?

Sch. Die Unähnlichkeiten.

L. Wodurch kannst du eine Rose von einem Kirschbaume unterscheiden?

Sch. Die Rose ist klein, der Kirschbaum ist gros, die Rose hat rothe Blätter, der Kirschbaum grüne, der Kirschbaum trägt Kirschen, die Rose nicht u. s. w.

L. Unterscheidest du also eine Sache von der andern an den Aehnlichkeiten?

Sch. Nein, an den Unähnlichkeiten.

L. Wenn du also eine Sache von der andern unterscheiden sollst, was suchest du da auf?

Sch. Die Unähnlichkeiten.

L. Wie könnte ich also zu dir sagen, anstatt: nenne einmal das Unähnliche an einem Kirschbaume und an einer Rose?

Sch. Unterscheide einmal eine Rose und einen Kirschbaum.

L. Was

L. Was heißt also eine Sache von der andern unterscheiden?

Sch. Die Unähnlichkeit sagen.

L. Nun verstehest du also die Wörter: Vergleichen und Unterscheiden?

Sch. Ja, vergleichen heißt: die Aehnlichkeiten der Dinge auffuchen, und unterscheiden heißt: die Unähnlichkeiten der Dinge auffuchen.

L. Gut. Jezt wollen wir einmal mehrere Sachen mit einander vergleichen und von einander unterscheiden. Ich hoffe, daß euch das recht viel Freude machen wird. Sage mir einmal, worin ein Hund und ein Schaaf einander ähnlich sind?

Sch. Der Hund hat vier Füsse, das Schaaf auch.

L. Kannst du mir nicht noch etwas sagen, worin die beyden Thiere einander ähnlich sind?

Sch. Der Hund hat ein Fell, das Schaaf auch.

L. Nenne du mir auch etwas, worin Schaaf und Hund einander ähnlich sind.

Sch. Der Hund frißt, das Schaaf auch u. s. w.

L. Sage mir doch auch, worin ein Hund und ein Schaaf von einander unterschieden sind?

Sch. Der Hund kann bellen, das Schaaf nicht.

L. Noch einen andern Unterschied?

Sch. Der Hund kann beissen, das Schaaf nicht.

L. Kannst du mir nicht noch einen Unterschied sagen?

Sch. Das Schaaf hat Wolle, der Hund Haare. u. s. w.

L. Aber zwischen einer Nachtigall und einer Katze kannst du wohl keine Aehnlichkeit finden?

Sch. —

L. Was haben sie denn beyde, was z. B. der Stein und der Baum nicht hat?

Sch. Leben.

L. Wie willst du das, was Leben hat, mit einem Worte nennen?

Sch. Lebendig.

L. Wie wird man sie daher beyde nennen können, weil sie Leben haben?

Sch. Lebendige —

L. Ja, da fehlt noch ein Wort, lebendige Dinge, oder Sachen klingt nicht gut. Nimm also das Wort Wesen, das soviel als Dinge, Sachen bedeutet. Wie kannst du also die Nachtigall und Katze mit einem Namen nennen?

Sch. Lebendige Wesen.

L. Weswegen gefällt dir denn eine Nachtigall?

Sch. Weil sie schön singt.

L. Was kann aber die Katze nicht?

Sch. Nicht singen.

L. Was kann aber die Katze?

Sch. Mäuse fangen.

L. Aber wie sagst du denn von der Katze, wenn du sie nicht siehst, sondern hörst?

Sch. Sie miaut.

L. Wenn die Nachtigall singt und die Katze miaut, was geben sie da beyde von sich.

Sch. —

L. Das was man höret, nennt man einen Ton. Also —?

Sch. Einen Ton.

L. Nun hast du schon wieder eine Aehnlichkeit zwischen einer Katze und einer Nachtigall gefunden, welche ist es?

Sch. Sie geben beyde einen Ton von sich.

L. Bleibt denn die Katze und die Nachtigall immer an einem Orte?

Sch. Nein.

L. Was für eine Aehnlichkeit zwischen einer Katze und einer Nachtigall würdest du mir nun schon wieder nennen können?

Sch. Sie bleiben beyde nicht immer an einem Orte.

L. Jezt sage mir auch einen Unterschied zwischen diesen beyden Thieren?

Sch. Die Nachtigall hat Federn, die Katze keine.

L. Noch einen Unterschied?

Sch. Die Nachtigall hat zwey Füsse, die Katze vier u. s. w.

L. Nun sage mir noch einmahl, was das heißt: Ich kann vergleichen?

Sch. Ich kann sagen: worin zwey Dinge einander ähnlich sind.

L. Und was heißt ich kann unterscheiden?

Sch. Ich kann sagen: worin zwey Dinge einander nicht ähnlich sind.

L. Wenn ihr oft, m. K. die Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten an den Dingen aufsucht, so werdet ihr immer mehreres einsehen und verstehen lernen, und so verständige Kinder werden. *)

Vom Vergleichen.

Wilhelm wollte seinen Ball gern gegen Bernhards Ball vertauschen, und Bernhard war es auch zufrieden, wenn nur Wilhelms Ball nicht schlechter wäre, als der seinige. Beide hielten also ihre Bälle gegen einander, und verglichen sie. Wilhelm sagte: siehe, mein Ball ist noch eben so neu, wie deiner, er ist auch eben so bunt und eben so gros. Dadurch ließ sich Bernhard überreden und vertauschte seinen Ball. Aber Wilhelm hatte ihn doch betrogen, denn dessen Ball war viel schwerer, und sprang nicht so hoch, wenn man ihn gegen die Erde warf, wie Bernhards Ball.

Wie verglichen denn nun diese beyden ihre Bälle? Wilhelm sagte, daß sein Ball eben so beschaffen wäre, wie Bernhards Ball, oder daß er ihm ähnlich sey.

Wenn man also sieht, worin zwey Dinge einander ähnlich sind, dann vergleicht man sie.

Wie vergleichst du nun dein Buch und deines Nachbars Buch? — Siehe zu, ob dein Buch auch

von

*) Siehe Dolzens Katech. Anleit. zu den ersten Denkübungen.

von Papier ist, wie jenes; ob es eben so gros, und eben so gut gebunden ist.

Wie vergleichst du das Fenster und die Thür? — Siehe zu, ob beydes ein Theil der Stube ist.

Wie vergleichst du den Tisch und die Bank? — Siehe zu, ob die Bank ebenfalls von Holz gemacht ist, wie der Tisch.

Man kann also Dinge vergleichen, wenn man ihre Bestandtheile, ihre Gröfe, Gestalt, Farbe, ihren Zweck, ihren Nutzen oder Schaden betrachtet, und sie neben einander hält.

Nun vergleiche einen Spiegel und ein Fenster; einen Hund und eine Katze; ein Haus und eine Kirche; ein Pferd und einen Ochsen.

Vom Unterscheiden.

Man kann aber auch Dinge von einander unterscheiden, wie z. B. bey folgenden Vorfall geschah:

Fritz und Karl zankten sich beym Herausgehen aus der Schule um ihre Hüte; denn Fritz behauptete, Karl habe seinen Hut genommen, und er habe aus Versehen Karls Hut ergriffen; Karl aber leugnete, daß er einen fremden Hut habe. So stritten sie lange, und es wäre beynahe zum Schlagen gekommen, wenn nicht noch Gottfried herbeygelaufen wäre, und ein Loch in Karls Hutkopf gezeigt hätte, welches Fritzens Hut nicht war.

Seht, Kinder! Wenn Karl und Fritz ihre Hüte genau hätten unterscheiden können; so würden sie sich nicht gezankt haben.

Wie unterschieden sie dieselben aber nachher? — Sie sahen, daß in dem einen ein Loch war, und in dem andern nicht.

Wenn man also zusieht, ob an dem einen Dinge etwas ist, was an dem andern nicht ist, oder worin zwey Dinge sich unähnlich sind, so unterscheidet man.

Wenn du nun dein Buch von dem Buche deines Nachbars unterscheiden wolltest, so müßtest du zusehen, ob dies eben die Farbe oder Grösse hat, wie jenes, oder ob sonst etwas an deinem ist, was sich an jenem nicht befindet.

Wodurch unterscheidest du wohl den Tisch und die Bank? Siehe zu, ob der Tisch eben so hoch, so breit, und so gefärbt ist, wie die Bank. *)

Wodurch unterscheidest du das Fenster und die Thür? — Siehe zu, ob die Thür auch von Glas ist, wie das Fenster; ob man durchsehen kann, und ob sie so zerbrechlich ist.

Wodurch unterscheidest du den Schrank und den Ofen? — Siehe zu, ob der Schrank eben die Farbe hat, wie der Ofen, ob er eben so gebaut ist, und ob er auch aus Steinen und Kalk zusammen gesetzt ist.

Nun unterscheide ferner ein Pferd und einen Ochsen; ein Schaaf und eine Ziege; ein Schwein und einen Hund; eine Gans und eine Ente; eine Henne und eine Taube.

Ei-

*) Man begnügt sich anfänglich, nur auf die äussern, in die Augen fallenden Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten aufmerksam zu machen.

Einige Sittenlehren.

Gut und Böse.

Ein gutes Kind hat viel Gutes an sich. Es ist gehorsam, höflich; es ist immer vergnügt mit dem, was man ihm giebt: es zankt sich nicht, und thut gerne andern was zu Gefallen. Es ist auch hübsch reinlich, und sagt die Wahrheit.

Lernt ein gutes Kind auch gern?

Allerdings! Ein gutes Kind ist fleissig, und lernt auch recht gern.

Ein gutes Kind haben die Leute sehr lieb.

Wenn ich artig bin,
ohne Eigensinn:
thue, was ich soll,
o! dann ist mir wohl.
Dann liebt die Mutter mich;
der Vater freuet sich:
und alles freuet sich,
und liebt und lobet mich.
Ich will ein recht gutes Kind werden!

Ein böses Kind hat viel Böses an sich.

Es ist ungehorsam, grob und wild; es hat niemals genug: es zankt sich gern, und ist eigensinnig.

Es ist unreinlich und lügt oft.

Es ist faul und will nichts lernen.

Haben die Leute so ein böses Kind auch lieb?

O! ein solches Kind kann niemand leiden.

Wenn ich böse bin,
voller Eigensinn;
faul und unbescheiden:
kann mich niemand leiden.
Der Vater lobt mich nicht;
die Mutter liebt mich nicht:
Ach! niemand freuet sich,
und liebt und lobet mich.
Ich will kein böses Kind seyn!

Fix und Dix.

Ein Gespräch zwischen Heinrich und seinem Vater.

Darf ich heute mit in den Wald gehen? lieber Vater! fragte Heinrich.

Ja! sagte der Vater, wenn du gut bist.

Heinrich. Was heißt denn das: gut seyn?

Vater. Das weißt du schon längst. Denk nur nach!

Heinrich. Ich weiß es wirklich nicht.

Vater. Wirklich nicht? du weißt es gewiß, denk nur nach! was thut denn das gute Kind, wenn es Morgens geweckt wird?

Heinrich. Es steht auf.

Vater. Was thut denn das Kind, das nicht gut ist?

Heinrich. Es bleibt liegen.

Vater. Und wenn das gute Kind aus dem Bette ist, was thut es dann?

Heinrich. Es zieht sich an, kämmt sich und wäscht sich.

Vater. Sonst nichts?

Heinrich. Es spült auch den Mund mit frischen Wasser aus.

Vater. Wenn nun aber das Kind nicht gut wäre, was würde es denn da thun?

Heinrich. Es zöge sich nicht an, kämmte sich nicht, wüsche sich nicht, und spülte den Mund nicht aus.

Vater. Wir wollen das gute Kind Fix und das Kind, das nicht gut ist, Dix nennen. Wenn nun die Mutter das Frühstück auf den Tisch setzt, das so lange da stehen soll, bis der Vater kommt, was thut Fix!

Heinrich. Er wartet bis der Vater kommt.

Vater. Und was thut Dix?

Heinrich. Er greift zu.

Vater. Wie hält Fix seine Kleidung?

Heinrich. Reinlich.

Vater. Und Dix?

Heinrich. Der begießt sie mit Brühe und Suppe, befleckt sie mit Dinte und wischt die Finger dran ab, wenn sie schmutzig sind. Ich kenne so einen Dix.

Vater. Sey du nur kein Dix! Wenn die Eltern sagen daß die Kinder etwas thun sollen, was thut Fix?

Heinrich. Er thut, was ihm die Eltern heissen.

Vater. Und Dix?

Heinrich. Er thut es nicht.

Vater. Wenn Fix und Dix ein Spiel spielen, was thut Dix?

Heinrich. Dix der zankt. Ach ich kenne den Herrn Dix gar gut.

Vater. Und was thut Fix?

Heinrich. Der zankt nicht.

Vater. Wenn Fix und Dix die Taschen voll Aepfel haben, und sie sehen ein armes Kind: was thut Fix?

Heinrich. Er giebt dem armen Kinde ein paar Aepfel.

Vater. Und Dix?

Heinrich. Der ißt die Aepfel alle selbst, und giebt dem armen Kinde nichts.

Vater. Wenn Fix das Nest eines Vogels sieht, was thut er?

Heinrich. Er guckt hinein, und läßt die Eyer oder die Jungen liegen.

Vater. Und wie macht es Dix, wenn er ein Nest findet?

Heinrich. Er nimmt die Eyer oder die Jungen heraus.

Vater. Siehst du Heinrich! daß du es weißt, was es heisse gut seyn? Wenn du nicht recht weißt, ob du dies oder jenes thun sollst: so frage dich nur selbst, was würde jetzo Fix thun? wie würde es Dix machen? Dann wirst du immer wissen, was du thun mußt, wenn du gut seyn willst.

Dieß merkte sich Heinrich, und wann er nicht recht wußte, ob er dies oder jenes thun sollte, so frag=

fragte er sich immer: was würde jetzo Fix, was Dix thun? Da war er recht gut. Als nun der Vater in den Wald gehen wollte, gieng er erst zu ihm und sagte: Bist heute gut gewesen, Heinrich! komm mit mir in den Wald! Dies war ihm sehr lieb, und er nahm sich vor, immer ein Fix und niemals Dix zu seyn.

(Salzmanns C. Kiefer.)

Ich kann ein wohlgezogenes und ein übelgezogenes Kind, nach den auffallendsten Kennzeichen unterscheiden.

Lehrer. Was verstehst du unter dem Wort Kennzeichen?

Kind. Zeichen, woran man eine Sache kennt, oder von andern unterscheidet.

Lehrer. Gut! Gebt mir nun einmal Kennzeichen von einem wohl und übelgezogenen Kinde? Karl mach den Anfang!

Karl. Wohlgezogene Kinder sind folgsam, und ungezogene Kinder sind ungehorsam.

Ludwig. Wohlgezogene Kinder sind höflich und ungezogene sind grob.

Ernst. Wohlgezogene Kinder stehlen und naschen nichts, übelgezogene naschen und stehlen.

Georg. Wohlgezogene sind nicht eigensinnig.

Heinrich. Ungezogene sind eigensinnig.

Jacob. Wohlgezogene Kinder sind dankbar. und ungezogene sind undankbar.

Fritz. Wohlgezogene Kinder sind reinlich, ungezogene sind unreinlich.

Karl. Wohlgezogene Kinder verderben nichts mit Fleiß, und ungezogene verderben gerne etwas.

Jacob. Und die nicht recht gezogenen sind unachtsam.

Lehrer. Und sonst wißt ihr nichts mehr? — Was thun wohlgezogene Kinder, wenn sie jemand eine Gefälligkeit erweisen können?

Lenz. Sie thun ihm die Gefälligkeit.

Lehrer. Wie nennt man die Leute, die andern gern Gefälligkeiten oder Dienste leisten?

Martin. Dienstfertige Menschen.

Lehrer. Also: wohlgezogene Kinder sind dienstfertig; — übelgezogene — ?

August. Sind undienstfertig.

Lehrer. Zanken wohlgezogene Kinder gern mit einander?

Jacob. Nein, sie sind friedlich.

Lehrer. Unter welche Art von Kindern wünschet ihr wohl zu gehören?

Karl. Unter die wohlgezogenen.

Lehrer. Seyd ihr aber immer so wohlerzogene, aufmerksame, folgsame, höfliche, aufrichtige, gefällige, dienstfertige, friedliche und reinliche Kinder?

Kinder. — (schweigen.)

Lehrer. Nicht wahr, euer Gewissen sagt euch, daß ihr nicht immer so seyd?

Alle. — Ja.

Lehrer. Und doch könnt ihr ein wohl- und ein übelgezogenes Kind so gut unterscheiden! Seyd ihr also nicht doppelt straffällig, wenn ihr euch gleichsam absichtlich unter die übelgezogenen mengt? — Wie gut wäre es, wenn ihr euch recht oft fragtet, welchen Kindern sind wir ähnlich, den gut oder schlecht gezogenen? Das wäre eine herrliche Anwenduug der Lehre vom Vergleichen und Unterscheiden! —

Amalie und Julie.

Frau Clerdon hatte eine Tochter, die hieß Klärchen.

Klärchen war noch sehr jung, hatte aber schon viel Verstand.

Als Frau Clerdon ihren Geburtstag feyerte, kam Klärchen Nachmittags zu ihr gesprungen und brachte ihr eine Narcisse. Die Mutter drückte ihre kleine Tochter an ihr Herz, eine Thräne glänzte in ihrem Auge und sie sagte: Ich danke dir Kläre, für die schöne Blume.

Mutter! sagte Klärchen, ich möchte dir gern noch mehr geben, aber ich habe nichts. Sage mir nur, womit ich dir die gröste Freude machen kann?

Soll ich dirs sagen, liebe Tochter? soll ich dirs sagen? Willst du mir die gröste Freude machen, so sey allezeit gut.

Mutter, sage mir, sprach Klärchen, was ist das gut? und wie soll ich seyn, wenn ich gut seyn will?

Du sollst es erfahren, meine Tochter, sagte Frau Clerdon. In einer Stadt, nicht weit von hier, leben zwey Mädchen; das eine heißt Amalie, das andere Julie.

Julie hält viel auf schöne Kleider, und geht nur mit Mädchen um, die auch schöne Kleider haben. Diejenigen, die nicht so prächtig gekleidet sind, verachtet sie, und wären es noch so liebe Mädchen.

Amalie liebt reinliche Kleider; aber sonst dürfen sie nicht prächtig und kostbar seyn. Sie geht gern mit Mädchen um, die verständig, arbeitsam und gefällig sind, auch wenn sie nicht so gut gekleidet sind, als sie. Sie verachtet nie einen Armen.

Julie sagt: meine Eltern haben Geld; ich brauche also nicht zu arbeiten. Es wäre eine Schande für mich, in die Küche zu gehen, den Tisch abzuwischen, Teller rein zu machen und die Tafel zu decken. Julie thut nichts, sondern guckt zum Fenster hinaus und besieht ihre prächtigen Kleider.

Amalie ist beständig in der Küche und hilft ihrer Mutter bey ihren Arbeiten. Die Stuben

hält sie rein, und wann das Gras im Garten gemäht ist, nimmt sie ihren Rechen und macht Heu. Und doch sind ihre Eltern auch reich.

Julie spricht mit den Knechten und Mägden allezeit in einem befehlenden Tone und schilt sie aus, wenn sie etwas nicht recht machen.

Amalie behandelt das Gesinde liebreich, übersieht manchen Fehler, spricht mit allen freundlich und macht ihnen zuweilen ein Geschenk.

Julie ist mürrisch.

Amalie allezeit freundlich.

Julie widerspricht oft ihren Eltern, wann sie ihr Ermahnungen geben.

Amalie thut alles ihren Eltern zu Gefallen und dankt ihnen für die Lehren, die sie ihr geben.

Julie spricht gern von andern Leuten schlecht.

Amalie spricht gern von andern gut.

Julie will in Gesellschaft allezeit das erste Wort haben, sie plaudert dann so viel, daß andere gar nicht sprechen können.

Amalie ist in Gesellschaft nicht stumm, allein sie spricht nicht zu viel, sondern hört lieber zu, besonders wenn Personen reden, die mehr verstehen als sie.

Julie ist sehr empfindlich, versteht nicht Spaß, nimmt alles übel auf und sucht allen zu schaden, von denen sie sich beleidigt glaubt.

Amalie macht selbst gern einen kleinen Scherz, sie lacht, wenn man mit ihr ein Späßchen macht, und wann sie von jemand beleidigt wor-

worden ist, so verzeiht sie gern, und gleich ist alles vergessen.

Julie springt und tobt wie ein Husar, spielt Jagd und Ball mit ihren Brüdern, und wird so wild, wie ihre Brüder.

Amalie ist hübsch, sittsam, eingezogen, still, bescheiden und mischt sich nie in Spiele, die wohl für Knaben, aber nicht für Mädchen passen

Julie behandelt ihren Vater und ihre Mutter so, als hätte sie ihnen gar nichts zu verdanken.

Amalie liebt ihre Eltern von ganzem Herzen, ist gegen sie gefällig und oft schon sagte sie: o lieber Vater! liebe Mutter, was wär' ich ohne euch? dank euch, daß ihr mich so herzlich liebt, so liebreich für mich sorgt!

Julie thut nichts umsonst; erzeigt sie jemanden eine Gefälligkeit, so spricht sie lange davon, und will, daß man ihr dafür eine noch grösere Gefälligkeit erweise.

—Amalie ist gefällig gegen jederman, und wann sie eine Freude machen kann, so thut sie es. Sie spricht aber nicht davon, sondern es ist ihr angenehm, wenn sie andern heimlich ein Vergnügen zu machen Gelegenheit hat.

Julie lernt nichts; sie ist träge.

Amalie ist fleissig und lernt viel.

Nun welches Mädchen hast du lieber? sagte Frau Clerdon zu ihrer kleinen Tochter, die den Kopf auf ihren Schoß gelegt und aufmerksam zugehört hatte.

Amalien, liebe Mutter, hab' ich lieber, ich habe sie recht lieb. Ach welch ein häßliches Mädchen ist Julie.

Weißt du nun, Tochter! was es heißt gut seyn?

Nun weiß ichs, sagte Klärchen und streichelte die Mutter. Amalie ist gut. Julie ist nicht gut. O liebe, liebe Mutter, ich will so seyn, wie Amalie ist, gut will ich seyn.

Die Aehnlichkeit.

Ein Zärtling, der sich des Gebrauchs seiner Hände schämte, ließ sich von seinem Diener an- und ausziehen.

Du hast mit deinem Pferde viel Aehnlichkeit, rief Klaus, der dieß sahe.

Wie so? erwiederte jener.

Weil es dein Knecht eben so ein und abzäumen muß, wie er dich an und auszieht.

* * *

Eine Ungleichheit hat Klaus nicht bemerkt: Das aufgezäumte Pferd ist dann seinem Reiter zu jedem Endzweck nützlich; der ausgeputzte Zärtling aber keiner Seele.

Das Geld.

Eins von Gutmanns Kindern, mich dünkt es war Siegmund, beschäftigte sich überaus gern mit Gelde. Als nun einmal Geld auf dem Tische lag, welches Gutmann für verkaufte Früchte bekommen hatte, sahe es Siegmund begierig an, und bat endlich Gutmann um Erlaubniß, das Geld zu zählen. Er erhielt sie und zählte nun das Geld, freylich nach seiner Art, blos die Stücken, ohne dabey auf den Werth zu sehen, doch sonderte er die grossen Stücke von den kleinen ab.

Gutmann sagte: Komm her, mein Sohn, ich will dich Geld zählen lehren. Um das zu können, mußt du wissen, wie die Stücken heissen und was jedes gilt. Weil er aber glaubte, daß dieses eine Sache wäre, die alle Kinder zu wissen brauchten; so rufte er sie herzu und machte den Unterricht allgemein. Nun nahm er ein Stück nach dem andern, machte es den Kindern bekannt. — Ferdinand fragte hierauf: Wer macht denn das Geld? Gutmann antwortete: Geld darf Niemand machen, als der Landesherr. Darum siehest du auf diesen Münzen entweder einen Kopf, das ist, das Bildniß des Landesherrn: oder ein Wappen, wie hier, das ist das Zeichen, womit der Landesherr seine Briefe siegelt. Der Landesherr läßt diese Münzen schlagen oder prägen durch einige Leute, welche Münzmeister genennet werden. Die Werkstatt, worin diese Leute arbeiten, heißt die Münze.

Zahl, Maas und Gewicht.

Nachdem Gutmann seinen Kindern diese Erklärung vom Gelde gemacht hatte; zählte er einige kleine Posten in verschiedenen Münzen hin und fragte eines nach dem andern: ob sie es nun könnten zusammen rechnen? Sie bekannten aber alle ganz freymüthig, daß sie gar nicht einmal wüßten, was das heisse: zusammenrechnen. Das thut mir leid, sagte Gutmann. Ich habe euch bisher schon manchmal vom Rechnen vorgeredet: ihr habt also nicht gewußt, was ich damit will. Wollt ihr das verstehen lernen; so gebt wohl acht auf das, was ich euch fragen werde.

In dieser Stube stehen zwey Tische: sind sie einander völlig gleich? oder sind sie unterschieden?

Ferdinand. Sie sind unterschieden.

Gutmann. Worin?

Ferdinand. Dieser ist gros, jener ist klein.

Gutmann. Recht! — Hier sind zwey Bänder: worin sind sie unterschieden?

Friedericke. Eins ist lang; das Andere kurz.

Gutmann. Gut! — Hier ist eine bleyerne Kugel, und hier eine Thonkugel. Ihr sehet, daß eine so gros ist, wie die andere. Hebt einmal eine nach der andern auf. Bemerkt ihr keinen Unterschied?

Siegmund. Die bleyerne Kugel ist viel schwerer als die Thonkugel.

Gutmann. Richtig! Mehr brauchen wir nicht.

Ihr sehet also doch, daß ein Ding grösser, schwerer, länger ist, als das andere; daß man von einem Dinge mehr hat, als vom andern. Eben so ist ein Feld breiter — ein Berg höher — ein Brunn tiefer — ein Weg weiter als der andere. Nun ist oft den Menschen daran gelegen, daß sie genau wissen: Wie viel von einer Sache da sey? — wie gros — wie lang — wie weit — wie schwer eine Sache sey? Wie erfahren sie das? Wenn ich z. B. das Geld, welches hier auf dem Tische liegt, unter euch beyde theile; und ihr wollet nun gern wissen: welcher von beyden mehr Stücken als andere habe? Wie erfahret ihr das?

Ferdinand und Siegmund. Wir müssen die Stücken zählen.

Gutmann: Aber, wenn man zählen will; muß man die Zahlen wissen. Weißt du sie? Siegmund!

Siegmund. Ja! Ein, zwey, drey, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehen, — zwanzig, dreyßig — hundert, tausend.

Gutmann. Sehr ordentlich: Nun aber bekommen die Zahlen mancher Dinge besondere Namen, welche man auch wissen muß, wie ihr schon bey dem Gelde gesehen habt. Vier und zwanzig Groschen heissen ein Thaler. Hundertmal Tausend Thaler nennt man eine Tonne Goldes: zehn Tonnen Goldes eine Million Thaler. —

Die Eyer, die Aepfel, die Krautköpfe werden bey dem Verkaufe gezählt. Funfzehn nennt man ein Mandel; Sechzig ein Schock; Dreyßig ein

Hal-

halbes Schock; Zwölf ein Dutzend. — Das Papier wird gezählt: fünf und zwanzig Bogen heissen ein Buch; zwanzig Buch ein Rieß; zehn Rieß ein Ballen. Auch das leinene Garn wird gezählt. — Hier ward Gutmann abgerufen. Er nahm also sein Geld zusammen und versprach den Kindern künftig mehr davon zu erzählen. Auf den Abend! Auf den Abend! riefen sie alle.

Fortsetzung.

Gutmann. Hier ist eine Linie. Wenn ich wissen will, wie lang sie ist? Was muß ich thun?

Klaus. Ich muß sie messen.

Gutmann. Sehr wohl! aber, wenn ich messen will; so brauche ich ein Maas. Hier nehme ich das Ellenmaas und zähle, wie vielmal ich es anlegen kann. Andere Dinge werden in der Länge nach Zollen, Schuhen, Ruthen gemessen; der Weg nach Schritten, und Meilen; das Holz nach Klaftern, deren drey ein Schragen genennet werden.

Wenn das Getraide ausgedroschen und rein gemacht ist und wir nun gern wissen wollen: wie viel wir haben? was thun wir da? Zählen wir die Körner? oder können wir da auch das Ellenmaas brauchen?

Sophie. Nein! wir messen es mit dem Achtel.

Gutmann. Recht! Solche Dinge werden nach dem Raume gemessen, den man damit anfüllt. Man hat aber vielerley Raummaase für trockene Sachen. — andere für flüssige Körper. Das kleinste ist

ein

ein Seidel oder Nösel. Zwey Seidel machen eine Meßkanne ꝛc. —

Hier liegen zwey Stücken Zucker. Wenn ich wissen will, welches von beyden mehr ist; wie erfahre ich es?

Ferdinand. Wenn ich beyde Stücken Zucker wäge.

Gutmann. Du hast Recht; aber, dazu brauche ich eine Wage und ein Gewicht. Das kleinste Gewicht bey uns heißt Quentchen; vier Quentchen machen ein Loth; zwey und dreyßig Loth ein Pfund; zwey und zwanzig Pfund heissen ein Stein; fünf Stein oder Ein Hundert und zehen Pfund ein Zentner. Nach diesen Schwermaasen werden Zucker, Kaffee, Taback, Wolle, Heu, Fleisch, Talg und noch sehr viele andere Sachen gemessen. Für Gold und Silber hat man andere Gewichte, nehmlich: Gränchen, Gran, Karat, Unze, Mark, Pfund u. s. w.

Wenn wir diese Zahlen, Maase und Gewichte nicht hätten; so würden wir bey dem Verkaufe oder der Vertauschung unserer Waaren und Güter niemals einig werden können.

Die Rechenkunst.

Man darf nicht glauben, daß Gutmanns Kinder gleich auf die erste Erklärung die ganze Lehre von den Zahlen, Maasen und Gewichten gefaßt ha-

haben; sondern, er wiederhohlte sie bey jeder Gelegenheit, setzte noch mehr hinzu und übte sie fleissig darinnen. Sehr oft gab er ihnen Etwas zu zählen, abzuwägen, auszumessen. Wenn sie es nicht selbst thun konnten; so ließ er sie wenigstens dabey gegenwärtig seyn, damit ihnen die Sachen recht geläufig werden sollten.

Aber nach kurzer Zeit erinnerten sie nun auch den Vater daran, daß er ihnen hatte sagen wollen; was Ausrechnen heisse. Er fieng also an darüber zu sprechen.

Bisweilen wollen wir die Gröse solcher Dinge wissen, die wir nicht zählen — und an die wir kein Maas anlegen können. Z. B. Wenn ich ein ordentlicher Hauswirth seyn will; so muß ich am Ende eines jeden Jahres wissen, wie viel ich Geld ausgegeben habe. Zählen kann ich es nun nicht: denn ich habe es nicht mehr; ich muß es also berechnen. Oder, wenn der Schneider wissen will, wie lang das Stück Tuch seyn muß, das zu einem Rocke für mich hinreichen soll; Messen kann er nicht; denn er hat es noch nicht; folglich muß er es berechnen. Dieses berechnen geschiehet vermittelst der Zahlen und besteht in Vermehrung und Verminderung derselben. Das heißt: Wenn wir uns vorstellen, wie diese Zahlen gröser oder kleiner werden; so rechnen wir. Wie leicht das dem Menschen sey; werdet ihr leicht erfahren.

Hier lege ich Pfennige her: Wie viel sind ihrer?

Konrad. Zwey!

Gut-

Gutmann. Wenn ich noch zwey Pfennige dazu lege; wie viel sind ihrer nun? — Konrad. Vier! — G. Und sodann noch drey Pfennige: wie viel nun? K. Sieben! G. Und noch fünf Pfennige: Wie viel nun? K. Zwölf. G. Zwölf Pfennige aber machen? K. Einen Groschen. G. Nun siehe! Jetzt eben hast du gerechnet: Nehmlich, du hast dir vorgestellt, wie die Zahl der Pfennige sich nach und nach vermehrt, bis ein Groschen daraus wird.

Ferner: Wenn du mit deiner Schwester etwas kaufen willst und jedes von euch zwey Groschen giebt; Wie viel macht das Groschen? Sophie: Vier! — Gutm. Und wenn Klaus auch noch zwey Groschen dazu legt, wie viel nun? Sophie. Sechs Groschen. Gutm. Wohl! Jetzt hast du gerechnet, nehmlich, du hast dir vorgestellt, daß zwey Mal zwey Groschen vier Groschen — und Drey Mal zwey Groschen Sechs Groschen ausmachen.

Noch mehr: Wenn ich hier Acht Pfennige herlege, und du vier davon wegnimmst; Wie viel bleiben ihrer noch? Siegmund. Vier! — Gutm. Wenn du aber von diesen Acht Pfennigen Sechs wegnimmst; wie viel bleiben ihrer alsdenn noch liegen? Siegmund. Zwey!

Endlich: Wenn ich einen Groschen oder zwölf Pfennige unter Drey Menschen theilen will; wie viel bekommt jeder? Friedericke. Vier Pfennige. Gutm. Wenn ich aber die nehmlichen zwölf

Pfen-

Pfennige unter vier Menschen theile? Fried. Alsdann bekommt Jeder drey Pfennige.

Gutm. Aber, unter Sechs Menschen? Fried. Kommen auf jeden Zwey! Gutm. Nun sehet! Jetzt habt ihr gerechnet: habt euch vorgestellt, wie die Zahlen, die ich euch angab, bald vermehret, bald vermindert werden.

Ferdinand. Ach! wenn das die ganze Kunst ist; so habe ich sie lange gewußt.

Gutmann. Die ganze Kunst ist das nicht, mein Sohn, sondern nur der Anfang dazu. Hast du diesen schon gewußt; so ist es gut. Nun mußt du das, was du weißt, fleissig üben; damit du weiter darin gehen kannst.

Indessen würde das Rechnen immer ein beschwerliches Geschäft seyn, wenn man alle Zahlen, mit denen man rechnet, in Gedanken behalten sollte. Um es sich zu erleichtern, haben die Menschen gewisse sichtbare Zeichen erfunden, die man aufschreiben kann. Sie heissen Ziffern und ihrer sind Zehen, welche also aussehen:

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 0.

Mit diesen zehen Ziffern kann man alle mögliche Zahlen schreiben, als:

10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19.
20. 30. 40. 50. 60. 70. 80. 90. 100. 101.
102. 103. 104. 105. 106. 107. 108. 109.
110. 120. 130. 140. 150. 160. 170. 180.
190. 200. 300. 400. 500. 600. 700. 800.
900. 1000. 2000. ꝛc. Es

*) Nach dem sächsischen Kinderfreund.

— ** —

II.

Es ist nicht alles Gold, was glänzt, und Der Schein trügt.

L. Bernhard sahe einmal seinen Vater einige Goldstücken zählen. Weil sie so schön glänzten, so wünschte Bernhard sie zu haben, um damit spielen zu können. Das sind Goldstücke, sagte der Vater, diese kann ich dir nicht geben, lieber Bernhard. Sie gelten sehr viel, und ich muß dafür Brod, Kleider, u. s. w. kaufen. Bernhard beruhigte sich dabey. Nach einiger Zeit sah er einen seiner Spielkameraden, Adolph, mit vielen neuen Zahlpfennigen spielen. Darüber wunderte er sich sehr, daß Adolphs Vater seinem Sohne so viele Goldstücken zu spielen gab. Wie urtheilte Bernhard?

Sch. Unrichtig.

L. Warum?

Sch. Weil er die Zahlpfennige für Goldstücke hielt.

L. Wie kam es aber, daß er sie dafür hielt?

Sch. Weil sie gelb aussahen und glänzten.

L. Was waren die Zahlpfennige aber doch nicht, ob sie gleich glänzten?

Sch. Doch kein Gold.

L. An welches Sprüchwort, das du so eben gelesen hast, hätte man Bernharden erinnern können?

Sch. Es ist nicht alles Gold, was glänzt.

L. Ist denn ein Goldstück und ein Zahlpfennig von gleichem Werthe?

Sch. Nein.

L. Welches von beyden ist wenig werth?

Sch. Der Zahlpfennig.

L. Welches ist aber sehr viel werth?

Sch. Das Goldstück.

L. Für ein kleines Goldstück bekommt man gewiß mehr als tausend Stück Zahlpfennige. Was für einen Werth hat also ein Zahlpfennig gegen ein Goldstück?

Sch. Einen sehr geringen Werth.

L. Welche Aehnlichkeit findet aber zwischen einem Goldstücke und einem Zahlpfennige statt?

Sch. Sie glänzen alle beyde.

L. Wenn also auch schon eine Sache glänzt, was für einen Werth hat sie deswegen doch nicht?

Sch. Einen grosen Werth.

L. Wer nun alles, was glänzt, für Gold hält, wie urtheilt der?

Sch. Unrichtig.

L. Wodurch läßt sich derjenige, welcher Zahlpfennige für Gold hält, gleichsam betrügen?

Sch. Durch den Glanz.

L. Wenn er die wahren Kennzeichen des

Goldes wüßte, wofür würde er die Zahlpfennige nicht halten?

Sch. Für Goldstücke.

L. Was bey jeder Sache sogleich in die Augen fällt, das nennt man das Aeussere. Wornach urtheilt also derjenige, welcher Zahlpfennige für Gold hält?

Sch. Nach dem Aeussern.

L. Was verleitet ihn also zu seinem unrichtigen Urtheile?

Sch. Das Aeussere.

L. Weil das Aeussere einer Sache gesehen wird, oder erscheint, wie nennt man es daher auch oft? — (Wie heißt das erste Nennwort in dem zweyten Sprüchworte?)

Sch. Schein.

L. Was verleitet also oft die Menschen, daß sie unrichtig urtheilen?

Sch. Der Schein.

L. Wie ist das im zweyten Sprüchworte ausgedrückt?

Sch. Der Schein betrügt.

L. Wornach soll man daher eine Sache nicht beurtheilen?

Sch. Nach dem Scheine.

L. Was heißt: nach dem Scheine, mit andern Worten?

Sch. Nach dem Aeussern.

L. Wenn du zwey Menschen vor dir siehst, davon der eine ein Kleid von Seide, der andere aber

aber eins von gewöhnlichem Tuche trägt, und ich fragte dich: welcher von beyden Menschen ist der beste? wie wolltest du mir antworten?

Sch. Das weiß ich nicht.

L. So hättest du sehr richtig geantwortet. Wenn du aber sagtest: der, welcher das seidene Kleid hat, ist der beste, wornach hättest du da geurtheilt?

Sch. Nach dem Aeussern.

L. Und wie könnte dieses Urtheil seyn?

Sch. Unrichtig.

L. Was mußt du denn von beyden Menschen wissen, ehe du sagen kannst, welcher der beste ist?

Sch. Wie sie denken und handeln. (Was sie thun.)

L. Woran kannst du das aber nicht erkennen?

Sch. An dem Kleide.

L. Wornach kannst du also auch nicht bestimmen, welcher von zwey Menschen der beste sey?

Sch. Nach dem Kleide.

L. Ein Mann hatte vor seinem Fenster zwey Vogelbauer hängen. In dem einen war ein Zeisig, in dem andern eine Nachtigall. Als einmahl die Nachtigall schön schlug, fragte der Mann seinen kleinen Sohn: welchen von beyden Vögeln hältst du wohl für den, der so schön singt? Der Knabe wies sogleich auf den Zeisig. Wie urtheilte dieser Knabe?

Sch. Unrichtig.

L. Warum?

Sch. Weil es die Nachtigall war, die so schön schlug.

L. Aber wie kam es denn, das der Knabe den Zeisig für den schönen Sänger hielt?

Sch. Weil der Zeisig schöner aussieht, als die Nachtigall.

L. Wodurch wurde also dieser Knabe verleitet, unrichtig zu urtheilen?

Sch. Durch das Aeussere, durch den Schein.

L. Welches Sprüchwort läßt sich hier anwenden?

Sch. Der Schein trügt.

L. Und wie hieß das Sprüchwort das den Sinn hatte: Nicht alles, was schön aussieht, hat darum einen hohen Werth?

Sch. Es ist nicht alles Gold, was glänzt.

L. Wenn der schöne Gesang dem Vogel einen Werth giebt, welcher von beyden hat da den höchsten Werth, die Nachtigall, oder der Zeisig?

Sch. Die Nachtigall.

L. An welches Sprüchwort hätte man also auch den Knaben erinnern können, der den Zeisig für den schönen Sänger hielt?

Sch. Es ist nicht alles Gold was glänzt.

L. Sage es mir mit andern Worten?

Sch. Es hat nicht alles, was schön aussieht, einen hohen Werth.

L. Wornach willst du also niemals den Werth einer Sache beurtheilen?

Sch.

Sch. Nach dem Aeusserlichen.

L. Wie nennt man das, was eine Sache vor andern Sachen an sich hat, was ihr eigen ist?

Sch. Eigenschaften.

L. Was willst du also erst kennen lernen ehe du sagst, ob eine Sache viel oder wenig werth sey?

Sch. Ihre Eigenschaften.

L. Wornach willst du also nicht den Werth eines Menschen beurtheilen?

Sch. Nach seinem Kleide.

L. Aber wohl nach seinem Gesichte?

Sch. Auch nicht.

L. Sondern was willst du zuerst kennen zu lernen suchen, ehe du darüber urtheilst?

Sch. Wie ein Mensch denkt und handelt.

L. Wie kann aber auch ein Mensch in schlechten Kleidern denken und handeln?

Sch. Gut.

L. Und wie kann dagegen ein Mensch, der ein schönes Kleid hat, denken und handeln?

Sch. Schlecht.

L. Was für ein Mensch kann derjenige doch seyn, der nicht schön aussieht?

Sch. Ein guter Mensch.

L. Und was für ein Mensch kann im Gegentheil der seyn, der schön aussieht?

Sch. Ein böser Mensch.

L. Wenn du also immer die Regel befolgst: urtheile nie nach dem Scheine, so wirst du vor vielen falschen Urtheilen bewahrt bleiben.

Der Zeisig und die Nachtigall.

Ein Zeisig wars und eine Nachtigall,
Die einst zu gleicher Zeit vor Damons Fenster hiengen.
Die Nachtigall fieng an aufs reitzendste zu singen,
Und Damons kleinem Sohn gefiel der süsse Schall.
„Ach, spricht er, welcher singt von beyden
doch so schön?
„Den Vogel möcht ich gerne sehn.
Der Vater macht ihm diese Freude;
Er nimmt die Vögel gleich herein.
„Hier, spricht er, sind sie alle beyde:
„Doch welcher mag der schöne Sänger seyn?
„Getraust du dich, mir das zu sagen?„
Das Kind ließ sich nicht zweymal fragen;
Schnell wies es auf den Zeisig hin.
Der ists, das seh' ich gleich, so klein ich bin,
Wie grün und gelb ist sein Gefieder!
Drum singt er auch so schöne Lieder.
Dem andern sieht mans gleich an seinen Federn an,
Daß er so schön nicht singen kann.

* * *

Der Knabe irrte sich, doch ist der Fehler gröſſer,
Wenn man der Menschen Werth aus ihren Kleidern schließt.
Denn so geputzt ein Mensch oft ist:
So ist er drum nicht klüger oder besser.

Der grüne Hügel und der dürre Berg.

Wie prächtig ist mein Kleid! wie grün!
Auf meinen stolzen Seiten blühn
Die Farben aller Edelsteine
Mein Haupt umgränzt ein junger Wald,
Der Nachtigallen Aufenthalt.
Ich bin der ganzen Gegend Freude,
Der Hirten Lust, der Schäfchen Weide.
Und dieser dürre Berg alhier
Wagts und erhebt sich neben mir?
Und ist doch so verdürrt, so wüste,
Daß drauf ein Lamm verhungern müßte.
Ein Dachs hört dieser Rede zu,
Und sprach: Du eitler Hügel du,
Ich hab' euch beide längst durchgraben,
Und kenne dein und seine Gaben.
Wahr ists, du prangst durch äussern Schein:
Doch drinnen bist du Kalk und Stein;
Der Berg, der dir so schlecht geschienen,
Ist voller Gold und Silber-Minen.
Sieh nicht aufs Kleid, sieh auf den Mann,
Das Innre, nicht das Aeussre an.

Der Wiedehopf und die Nachtigall.

Ein Wiedehopf pries sich
Und sein gekröntes Haupt
Der Nachtigall. „Mein Weibchen, sprach er, glaubt,
Du seyst recht häßlich gegen mich."

Das könnte seyn, erwiederte
Die Nachtigall, und flog auf eine Höh',
Und sang.
Und alle Wandrer blieben stehn,
Und sagten: wie singt sie so schön!
Wie süß ist ihrer Stimme Klang!
Der Wiedehopf flog hin und her,
Doch keiner sprach: wie schön ist er!
Den für die kleine Philomele
War alles Ohr.

* * *

So zieht man insgemein doch eine schöne Seele
Dem schönsten Körper vor.

Es ist nicht alles so, wie es scheint.

Lernt das ja bey Zeiten, lieben Kinder! es ist eine Sache nicht allzeit so, wie sie scheint. Der Schein ist sehr betrüglich, und diejenigen kommen manchmal schlecht weg, die sich durch den äusserlichen Schein verführen lassen.

Karl und Fritze wollten sich einmal eine Schachtel suchen. Sie störten in einem alten Küchenschranke herum. Da fanden sie ein Schächtelchen mit einem weissen Pulver. Ha! ha! sagte Karl, das ist Zucker. Gleich wurde gekostet, und alles aufgenascht. Nicht lange hernach bekamen die Kinder heftiges Reisen im Leibe. Denn es war Arsenick oder Rattenpulver gewesen. Der blose

Schein

Schein hatte sie geblendet. Denn dieses Gift sieht accurat wie Zucker aus. Sie kamen kaum mit dem Leben davon.

Womit spielst du denn da, Gustchen, fragte der Vater? J! mit schönen Goldpfennigen. Es waren gelbe Zahlpfennige. Dem Kinde, das den Werth einer Sache noch nicht versteht, ist es einerley: es spielt mit Zahlpfennigen, oder mit Goldstücken, wenn sie nur gelb aussehen wie Gold. Ist aber der blosse gelbe Schein, oder die Farbe das, was das Gold zum Golde macht? Nein! nicht der Schein, sondern der innere Werth. Daher pflegt man auch im Sprüchwort zu sagen: Es ist nicht alles Gold, was glänzt oder wie Gold aussieht.

So ist es mit vielen Dingen in der Natur. Wenn du in der Allee stehst, Fritze, und siehst herunter, so läßt es, als ob sie unten spitz zusammen liefe. Wenn du oben vom Thurme herunter siehst, so lassen die Leute unten viel kleiner, als du bist. Wenn du ins Wasser siehst, so präsentiren sich alle Thürme, Häuser und Bäume verkehrt. Wenn du des Abends auf dem Felde bist, daß die Sonne untergehen will, so ist der Schatten des Thurms wohl zehn mahl länger, als der Thurm selbst ist. Dein grünes Kleid sieht des Abends bey Lichte blau, und dein blaues grün aus.

Was sind das für Gläser, sagte Dorchen zu Fritzen, die da mit Wasser auf der Bank stehen?

Fritz. Der Vater hat sie dahin gestellt. Sie sollen rein werden. Bleib ja davon.

Dorchen. Da unten in dem einen liegt ein schönes Käferchen. Fritze, hole es doch mit deinem Stocke heraus.

Fritz. Das will ich wohl thun.

Dorchen. Wo willst du doch mit dem krummen Stocke das Ding heraus kriegen?

Fritz. Was sprichst du da? mein Stock ist so gerade, als er seyn kann.

Dorchen. Es ist nicht wahr. Er ist so krumm, wie mein Ellbogen.

Fritz. J! so siehe doch her. Da hab ich ihn herausgezogen. Wo ist er denn nun krumm?

Dorchen. Nu! das begreife ich doch nicht. Was hab' ich denn gesehen? Im Wasser war er dir ganz krumm. Du kannsts glauben.

Fritz. Wer weiß, was du gesehen hast?

Dorchen. Thue mir den Gefallen, Fritze, und stecke den Stock noch einmal ins Wasser.

Fritz. Da steckt er.

Dorchen. Nun, so komm doch her. Ich habe doch recht. Ist er so krumm, wie ein Fidelbogen?

Fritz. Ja! wirklich auch. Aber der Stock ist doch gerade.

Dorchen. Da kömmt der Vater. Hören sie doch! Fritz will mir das absolut abstreiten. Der Stock da im Wasser wäre nicht krumm. Sehen sie nur, wie krumm er ist?

Fritz. Er ist doch gerade, du magst sagen, was du willst.

Vater. Kinder! ihr habt beyde Recht. Der Stock ist eigentlich gerade. Da hat Fritze Recht. Im Wasser aber ist er krumm. Da hat Dorchen Recht.

Fritz. Wie geht denn das aber zu?

Vater. Das scheint nur so; ist aber nicht wirklich so.

Fritz. Das scheint nur so, sagen Sie? Aber ich sehe ihn doch krumm, und was ich sehe, muß doch wahr seyn.

Vater. Nein! mein Sohn. Das wirst du künftig in der Welt noch oft erfahren, daß das nicht alles wahr ist, was nur so scheint. Jetzt verstehst du das noch nicht. Daß du den Stock im Wasser krumm siehest, das kömmt von der Brechung des Lichts im Wasser gegen den Stock und dein Auge her. Daher konntest du ihn auch nicht eher krumm sehen, bis du dahin tratest, wo Dorchen stand. So eben bringt Marie kleine Fische. Laß dir einmal ein Paar geben. Wir wollen sie in dies Glas thun. Da stehen sie nun unten im Glase auf dem Boden. Nicht wahr?

Fritz. Ja! Vater.

Vater. Nun tritt einmal hierher. Wo siehst du sie nun?

Firtz. Oben am Wasser.

Vater. Da sind sie aber nicht wirklich. Das scheint auch nur so. Du sollst es gleich sehen.

Ich

Ich will nur das Glas ein bischen schütteln, so werden sie gleich von unten heraufkommen.

Fritz. Sieh doch! sieh doch! Das läßt ja possirlich.

Vater. Dergleichen Dinge giebt es noch mehr in der Welt, die einen falschen Schein haben, und die wir bloß durch unsern Verstand müssen unterscheiden lernen. Daher lassen sich Kinder noch so oft durch den falschen Schein verführen, weil sie noch nicht viel gelernt haben. Komme einmal mit herein. Ich will dir ein viereckig geschliffenes Glas weisen. Gucke einmal hinein.

Fritz. Ich sehe mein Gesicht wohl hundertmal. O! das ist ja was scharmantes.

Vater. Lerne daraus, mein Sohn! daß du künftig ja nicht nach dem blosen äusserlichen Scheine urtheilest. Du wirst noch manches Unangenehme in der Welt erfahren. Das scheint dir Unglück und lauter Böses zu seyn. Und es ist doch lauter Gutes, weil es Gott so kommen läßt. Gottes Wege scheinen uns oft so krumm zu seyn, wie der Stock im Wasser, und sie sind eigentlich doch gerade, heilig und gut.

Es war einmal ein armer, armer Knabe, der früh Vater und Mutter verlohren hatte. Er schien von allen verlassen zu seyn, und wußte nicht wie er durchkommen wollte. Und siehe es kam ganz anders, als es schien. Der Anfang seines Lebens schien sehr krumm. Es nahm ihn ein reicher Herr zu sich. Der starb. Nun kam er zu einem Kauf-

mann.

mann. Der starb auch. Doch hatte er da Lesen, Schreiben und Rechnen gelernt. O wie kümmerlich mußte er sich manchmal durchhelfen! Er half sich aber ehrlich, ohne Trug, Diebstahl und verbotene Mittel durch. Er war fleissig und mässig — fieng mit 3. Gulden einen kleinen Handel an, und ist nun ein reicher wohlhabender Mann. Der Ausgang war gerade, wie der aus dem Wasser gezogene Stock.

Ist nun noch alles so, lieber Fritz, wie es scheint?

Anmerk. Hier kann man auch die Geschichte Josephs erzählen.

Unglück ist oft unser Glück.

Ein Waisenknabe, der schon lange an das Betteln und Umherlaufen gewöhnt war, wurde in das Waisenhaus zu Erfurth gebracht, damit er ordentlich erzogen werden möchte. Hier mußte er nun lernen und arbeiten; allein das gefiel ihm nicht, weil er schon des Bettelns und Müssiggangs gewohnt war. Er suchte also wegzukommen, sprang zu einem Fenster heraus, und — brach ein Bein.

Dies war freilich ein Unglück; aber es gereichte ihm zum Glück. Denn er wurde nun wieder ins Waisenhaus gebracht, wo man ihn gut verpflegte und heilte. Indessen mußte er doch ziem-

lich lange zu Bette liegen; dadurch ward er zahm und geduldig, und gewöhnte sich so an das Waisenhaus, daß es ihm endlich wohl darin gefiel, und daß er auch hernach gern darin blieb, als er wieder gesund war. Er fieng auch an fleissig zu lernen und zu arbeiten, und betrug sich so ordentlich, daß seine Lehrer und Aufseher vollkommen mit ihm zufrieden waren.

Wie manches Leiden und Unglück, das uns oft böse scheint, muß zu unsrer Besserung dienen!

III. Von dem Unterschied zwischen dem Bilde und Abgebildeten, dem Scheine und der Sache selbst.

*) Es ist kaum glaublich, sagt Rochow, wie wichtig die Lehre sey, dass Zeichen einer Sache nicht die Sache selbst sind. Diese rechtgefafste Lehre verbreitet ein Licht über alle menschliche Erkenntniss; besonders der Religion. Um die Kinder diesen Unterschied sinnlich kennen zu lehren, haengt in den Rochowschen Schulen das Bild eines Hahns verdeckt an der Wand, bis davon die Rede ist.

L. Seht, Kinder! was habe ich hier?
K. Ach! ein Bild, ein Bild!
L. Wem sieht es ähnlich?
K. Einem Menschen.

L. Die

L. Die Gestalt hat es zwar, wie ein Mensch, aber ist es dem Menschen vollkommen gleich?

K. Nein.

L. Eure Glieder sind ja so biegsam, so voller Gelenke; aber die Glieder dieses Bildes —

K. Die starren gerade weg und können sich nicht bewegen.

L. Euer Körper ist innwendig aus Adern und Knochen, Gebeinen und Eingeweiden sehr künstlich zusammengesezt; aber dieses Bild?

K. Das desteht aus Leinwand und Farbe.

L. Ihr könnt euren ganzen Körper selbst regieren, könnt mit den Augen sehen, mit den Händen arbeiten, mit den Füssen gehen u. s. f. kann das Bild dieses auch?

K. Nein, das ist ja todt und hat keine Seele und kann auch nicht denken, und nicht reden, wie wir.

L. Also ist ein groser Unterschied zwischen dem Bilde und dem Abgebildeten?

K. Ja, es ist ein groser Unterschied.

L. Recht, Kinder! es ist ein groser Unterschied. Denn das Bild ist nicht die Sache selbst, ob es gleich von weiten oft so scheint. Wer nicht recht aufmerkt, kann durch solchen Schein betrogen werden. So lassen sich manchmal Thiere und auch sogar Menschen von dem Scheine täuschen z. B.

Ein Ziegenbock kam in ein Zimmer, wo ein groser Spiegel hieng. Weil er nun seine Abbildung im Spiegel für einen andern Ziegenbock an-

ansah, so sprang er mit seinen Hörnern so gewaltig davor, daß der Spiegel in tausend Stücke flog. —

Georg sah des Nachts im Mondenschein seinen Schatten für einen grosen schwarzen Mann an, der ihm auf dem Fusse nachfolgte, und lief entsetzlich. —

Der kleine Martin warf mit Erde und Steinen in einen klaren Teig um die Schaafe daraus zu jagen. Es waren aber keine Schaafe darin, sondern nur die Abbildung von den Schaafen, die nahe an dem Teiche giengen. —

So hat auch Gutes und Böses, Vortheil und Schaden, einen trügenden Schein. Denn es ist nicht alles gut oder Vortheil, was gut oder vortheilhaft zu seyn scheint, und umgekehrt z. B.

Manchem Kinde kann es vorkommen, es wäre gut, wenn es nicht in die Schule gehen dürfte; und doch wäre es ihm nicht gut, warum? — Weil es dann auch nichts lernte: oder es denkt, es wäre ihm gut, wenn es die unreifen Aepfel essen dürfte; und doch wäre es ihm nicht gut, warum? — Weil es davon leicht krank werden könnte. —

Ich habe Kinder gesehen, die wußten nicht, was ihnen gut war. Wenn im Orte gebacken wurde, so assen sie viel warmen Brodkuchen, den ihnen auf ihr Begehren unverständige Leute gaben.

Von

Von dieser ungesunden Speise bekamen sie nun dicke Bäuche, sahen gelb und siech aus, und konnten in langer Zeit nicht wieder ordentlich essen und verdauen. Hätten diese Kinder also gewußt, daß warmer Brodteig ein so schädliches Essen sey, so hätten sie es gewiß nicht begehrt. Oder hätten es die Erwachsenen gewußt, so hätten sie der Kinder unverständigen Willen nicht erfüllt. —

Als Peter noch in die Schule gieng, schien es ihm lange nicht gut, daß er so früh aufstehen mußte; aber als er grösser wurde, dachte und sagte er oft: Wie gut ist es, daß mich meine Eltern bey Zeiten gewöhnten, früh aufzustehen, sonst würde ich jetzt nicht so gut aus dem Bette kommen können. —

Georg verdiente manchen Thaler mit Lohnfuhren; versäumte aber dabey sein Land gehörig zu düngen und zu pflügen, es wuchs deswegen auch wenig oder nichts darauf. War das Lohnfahren für Georg ein wahrer Vortheil? —

Wer sich nun nicht oft betrügen will, der muß suchen zu lernen, was wirklich gut, böse, nützlich, schädlich ist: oder nur so scheint, und sich von erfahrnen Leuten darüber belehren lassen.

Die Dinge scheinen uns oft anders als sie sind:

a) Weil entweder unsere Sinne in keinem gesunden Zustande sind, oder, weil die Dinge wegen ihrer Kleinheit, Entfernung, oder wegen anderer Umstände uns nicht so, wie sie sind, in die Sinne fallen.

So kömmt z. B. einem, der die Gelbsucht hat, alles gelb vor; einem Kranken sind oft alle Speisen bitter; hat einer eine Wunde, so kömmts ihm oft vor, man fasse ihn hart an, wenn mans auch noch so sanft thut. In der Entfernung kömmt uns alles kleiner vor, als es ist; durch den Nebel aber grösser. Ein gerader Stock scheint uns im Wasser krumm ꝛc. —

Einen schönen Winterabend bey hellem Mondenschein, legte ich mich einmal etwas späte nieder; kaum hatte ich den Kopf auf das Kissen gelegt, als ich ein Stöhnen hörte, etwa wie das Stöhnen eines sehr kranken Menschen; und es schien, als wenn es neben meinem Bette wäre. Ich richtete mich im Bette auf, um es besser zu hören; da kam es mir vor, als wenn es von der Strasse unter meinem Fenster herkäme. Es kann ein armer Unglücklicher da unten liegen, dacht ich; wir wollen sehen. Ich gieng ans Fenster, machte es auf: — Weg war das Stöhnen; ich hörte und sahe nichts. Kaum war ich wieder im Bette, so fieng es wieder an, mit den scheinbaren Abwechselungen, wie vorher. Ich gehe ans Fenster,

ster, und nichts war da! Im Bette höre ich von neuem alles, wie vorher. — Zum drittenmal mache ich das Fenster auf; zum drittenmal werde ich wieder angeführt; es läßt sich nichts sehen oder hören. Diesmal aber blieb ich im Fenster; ich wollte durchaus wissen, was es war. — Endlich entdeckte sichs. Es war — ein heiserer Hund, der einige hundert Schritte vom Hause bellte.

Daraus könnet ihr sehen, meine Kinder! wie schwer es zuweilen ist, die Wahrheit herauszubringen, und wie sehr man anhalten muß, wenn man sie wissen will. Gebt also wohl acht, ehe ihr urtheilet, daß ein Ding, wirklich so sey, wie es euch vorkömmt.

b) Weil wir das, was wir uns bey einem Dinge einbilden, und schliessen, nicht genau von dem unterscheiden, was wir durch die Sinne wirklich wahrnehmen oder empfinden. z. B.

Nachbar, sagte Christel, ich muß euch im Vertrauen offenbaren.

Nachbar. Nun, was denn?

Ch. In eurer Strasse geht ein Gespenst, ich habe es selbst gesehen, die Haare stunden mir zu Berge, so schrecklich sah es aus.

N. Wie sah es denn wohl aus?

Ch. Wie ein groser schwarzer Hund, und es hatte zwey glühende Augen im Kopfe, gros wie eine Kohlschüssel.

N. Wo sahst du es in der Strasse?

Ch. Gerade in der Mitte.

N. Und wann?

Ch. Vorige Nacht.

N. (lachend) Du hast dich geirret, Christel, ich will dir sagen, was du gesehen hast. Du hast was schwarzes leuchten gesehen; daß es aber eine Hundesgestalt war, und so grose Augen hatte, das hast du nicht gesehen, sondern dir dabey eingebildet. Daß es ein Gespenst war, hast du noch viel weniger gesehen, sondern aus den dir eingebildeten grosen Augen geschlossen.

Ich will dir sagen, wie es ist: Wir haben gestern Abend einen alten hohlen Stamm, woran viel faules Holz ist, aus der Wiese mitgebracht, und da mitten in der Strasse hingeworfen; den hast du gesehen. Komm, und sieh, er liegt noch da; und wenn du willst, so geh auch diesen Abend dahin, dann wirst du das Schwarze und das Leuchten wiedersehen, und wann du dann näher gehst, und recht zu siehst, oder mit einem Stocke darauf schlägst, so wirst du nichts als den hohlen Stamm finden. — Christel sah es nun wohl ein, daß er sich geirret hatte, schämte sich, und nahm sich vest vor, künftig besser zuzusehen, und das, was er sähe, von dem, was ihm dabey einfallen würde, wohl zu unterscheiden, damit er nicht wieder etwas für gesehen hielte und ausgäbe, was er sich blos eingebildet, oder geschlossen hatte.

Lernet daraus, wieviel auf eine gelassene und

vernünftige Untersuchung solcher Dinge ankomme, und wie gut es sey, daß man frühzeitig die Wirkungen natürlicher Dinge kennen lerne, welche einfältige und unwissende Leute oft für ein Gespenst ansehen.

Es war einmal ein Closter, in welchem des Abends im Kreuzgange ein Hund mit feurigen Augen und Füssen spucken gehen sollte. Ein vernünftiger Arzt paßte auf, und hatte den hintersten Ausgang verschliessen, den vordersten Eingang aber offen gelassen. Als es Abend wurde, stellte er sich an den vordersten Eingang. Da kam der Hund, und wollte seinen gewöhnlichen Weg hinten heraus nehmen. Er hatte wirklich feurige Augen und Füsse. Der Arzt machte hinter ihm zu, und nun wurde der Hund gefangen. Daß seine Augen im Finstern leuchten, ist bekannt. Das thun die Katzenaugen auch. Und wenn man eine schwarze Katze im Finstern ruckwärts streicht; so giebt sie Funken und Flammen von sich, weil dadurch eine gewisse feine Materie in ihren Haaren in Bewegung kommt, die man electrische Materie nennt.

Kinder. Aber was hatte denn der Hund an den Füssen, daß sie feurig aussahen?

Das war sehr kurios, fuhr der Lehrer fort. Er hatte eine weise klebrichte Feuchtigkeit daran, welche im Finstern leuchtete. Als diese abgewischt wurde, so war auch das Leuchten weg. Nun kam es darauf an, zu untersuchen: was war das

für eine Materie, und woher hatte sie der Hund an die Füsse bekommen? Man sperrte den Hund bis an den andern Abend ein; nun ließ man ihn laufen, und folgte ihm nach. Da kam man an einen Graben, wo ein ganzer Haufen todter Fische hingeworfen war. Darinn wühlte der Hund herum. Was ihm nun an den Füssen und Maule sitzen blieb, das leuchtete. Als man mit einem Stocke an dem Haufen herumrührte, leuchtete der ganze Haufen, und der Stock auch. Denn die todten faulen Fische leuchten eben so stark im Finstern, als das faule Holz. Da wußte man mit einemmale die ganze Sache. —

Noch ein solches Histörchen will ich euch erzählen, wie man mit blos natürlichen Dingen andere in Furcht setzen und betrügen kann.

Es war einmal ein Spitzbube, der in einer grosen Stadt in einem vornehmen Wirthshaus logirte, und merkte, daß die Tochter des Hauses viele Juwelen und kostbare Sachen in ihrem Zimmer hatte. Er hatte zu allen Schlössern Nachschlüssel. Des Nachts kleidet er sich aus, und nimmt Phosphorus mit sich. Den kennst du auch schon. Er bemahlt sich die Finger, so leuchten sie; die Schuhschnallen, den Degen in der Hand, und so gehet er in die Kammer, wo das Mädchen schläft. Da stand er nun ganz feurig vor ihr. Dieses kriecht unter das Bette, und vergehet bald vor Todesangst. Mittlerweilen gehet er im Zimmer herum, und mahlet Todtenköpfe

und

und andere fürchterliche Figuren an die Wände, die alle leuchten. Da er nun meynt, recht sicher zu seyn, so packt er alle Kostbarkeiten ein, und macht sich fort. Des andern Morgens merkte man den Betrug, und als es Abend wurde, leuchteten die Stellen an der Wand noch. So leicht kann man bestohlen werden, wenn man alles für Spuck hält. —

c) Weil unser Gemüth von einer zuvor gefaßten irrigen Meinung (Vorurtheil) oder von irgend einer starken Gemüthsbewegung eingenommen ist.

Wer z. B. das Vorurtheil hat, daß das Neue nichts tauge, dem wird auch manches Neue unnütz oder schädlich scheinen, was er sonst als gut würde anerkannt und geschätzt haben. —

Wer das Vorurtheil hat, daß das Lernen etwas so ganz schweres und unangenehmes sey, dem wird auch deswegen dabey manches schwer und unangenehm vorkommen, was er sonst würde leicht und angenehm gefunden haben. —

Wer in der Meynung ist, daß ihm ein anderer nicht gut sey, dem wird dessen Thun und Lassen oft so vorkommen, als wenn dieser ihm dadurch wehthun, oder schaden wolle, obschon der andere dabey nichts Böses im Sinne hat. — So täuscht das Vorurtheil. — Das thun auch oft die Gemüthsbewegungen, Liebe, Haß, Zorn, Verlangen, Furcht, Freude, Traurigkeit. Die Liebe macht oft, daß uns alles an dem Geliebten

weit besser vorkömmt; der Haß aber, daß uns an dem Gehaßten alles viel schlechter vorkömmt, als es ist. — Wer etwas stark verlangt, oder fürchtet, dem scheint es oft gewiß zu seyn, daß dies kommen werde; ja er vermeynt es wohl gar wirklich schon wahrzunehmen, obschon es noch weit entfernt ist. — Im Zorne findet der Mensch oft etwas recht gut, was er gleich bereuet, wenn der Zorn vorüber ist ꝛc. — Im Zorne, in einer starken Traurigkeit, und in jeder andern Gemüthsbewegung enthaltet euch alles Urtheilens so viel möglich ist, oder trauet doch eurem Urtheile, welches ihr in diesem Zustande fället, nicht eher ganz, als bis ihr hernach bey einem ruhigem Gemüthe die Sache recht untersuchet habet.

Wenn ihr euch also nicht oft irren wollet, so suchet euch von Vorurtheilen so viel möglich zu befreyen; so urtheilet nicht ohne besondere Ueberlegung über das, was ihr liebet, hasset, verlanget, fürchtet.

Die Furcht.

Hier in diesen dunkeln Sträuchen
Will ich ganz allein,
Meine Grillen mir verscheuchen,
Und recht fröhlich seyn.

Doch

Doch was hör ich sich bewegen?
Ach was rauschet dort!
Schrecklich rauscht es mir entgegen — —
Wär' ich diesmal fort! —
O, ich zittre! ich vergehe!
Weh mir Armen! weh!
Ach nun kommt es — ja! ich sehe —
Ach! — — ein kleines Reh.

Der Taschenspieler.

Franz war bey seinem Onkel in Leipzig und sahe einen Taschenspieler. Dieser setzte ihn durch seine Künste so in Erstaunen, daß er nun bey seinem Onkel von nichts mehr, als vom Taschenspieler sprach; und als er nach einigen Tagen wieder nach Hause kam, und seine Geschwister ihn fragten, wie es ihm gegangen wäre, und von ihm etwas erzählt haben wollten, so war das erste, was er ihnen sagte, ich habe einen Taschenspieler gesehen, der machte Künste, da hättet ihr sollen dabey seyn, das war eine Lust, hört nur, ich will euch nur eins erzählen; Ach ja, lieber Franz? riefen Lotte und August, hohlten Stühle herbey, Franz setzte sich in die Mitte, seine Geschwister setzten sich in einen Kreiß um ihn herum, und er fieng an zu erzählen.

Das erste, sagte er, was der Taschenspieler machte, war, er brachte eine Taube unter einen

Huth, ohne daß man sahe; wie? und verwandelte hernach die Taube in einen Stein.

Eine Taube in einen Stein hat er verwandelt? rief die kleine Lotte voll Verwunderung; das hätte ich sehen mögen.

Das glaube ich, antwortete Franz, aber laß dir nur erzählen, wie er das alles machte. Er nahm einem Manne, der zunächst bey ihm stand, seinen Huth, zeigte diesen Huth allen Zuschauern, daß jedermann sehen konnte, daß nichts darunter war, legte den Huth auf den Tisch, machte mit einem kleinen Stocke allerhand Kreutze über den Huth, und schlug einigemal darauf, nun deckte er den Huth auf, und da war eine Taube darunter. Er deckte den Huth wieder drüber, machte mit seinem Stock allerhand Figuren über denselben, ließ ihn nun von einem Fremden aufheben, und es lag ein groser Stein unter demselben.

Lotte. Hast du denn den Stein selbst gesehen?

Franz. Ich werde ihn ja gesehen haben, du kannst dich darauf verlassen, ein groser Stein lag darunter. Aber höre nur, er machte noch mehr.

Er ließ sich von den Zuschauern Geld, Ringe u. d. gl. geben, stellte eine Menge Schachteln, von denen eine immer kleiner als die andre war, und die er in einander stecken konnte, auf den Tisch, und that in die erste einen Groschen, in die zweyte ein Zweygroschenstück, in die dritte ei-

nen Ring und so in jede Schachtel etwas, steckte nun die Schachteln in einander und stellten sie wieder hin auf den Tisch. Sein Männchen —

Lotte. Was denn für ein Männchen?

Franz. Höre doch nur zu. Sein Männchen, das bisher immer auf den Tisch gestanden hatte, war verschwunden, dies wurde er nun gewahr, er suchte, er suchte, sah unter den Tisch, fragte die Zuschauer, ob sie es nicht gesehen hätten, es war weg und blieb weg, endlich grif er in seine Tasche, und sein Männchen steckte in der Tasche. Er hohlte es heraus und machte nun allerhand Possen und Spas mit demselben, und sagte: es würde einmal bey einer alten Hexe gewesen seyn, und der etwas gebracht haben, stellte es wieder auf den Tisch an seinen alten Platz und ließ es allerhand Sprünge machen; nun gab er die Schachteln, welche auf dem Tisch standen, einem von den Zuschauern, der mußte sie öfnen, um die darinne befindlichen Sachen wieder herauszunehmen, dieser machte die erste Schachtel auf und sie war leer, die zweyte, die war auch leer, und so waren alle Schachteln ausgeleret. Nun hättet ihr nur den Lerm hören sollen, den der Taschenspieler mit seinem Männchen anfieng, daß er die Sachen weggetragen habe, und wie er es prügelte, daß es solche wieder herausgeben solle. Endlich machte er einen Kreiß um dasselbe mit allerhand Figuren, in welchen das Männchen nach und nach rückte. Er sprach nun ordentlich mit ihm, ich

konn-

konnte aber nichts verstehen, hörte aber hernach ihn sagen, es habe gestanden, daß er die Sachen weggetragen habe, wir sollten also nur ohne Sorgen seyn, er solle sie nun auch bald wieder bringen. Er schlug ihn wieder, sprach wieder mit ihm, that ihm die Mütze ab, und da fiel dann erst ein Groschen heraus, er setzte ihm die Mütze wieder auf, schlug ihn wieder über den Kopf, nahm ihm die Mütze wieder ab, und nun fiel ein Zweygroschenstück heraus, und so immerfort bis alles, was ihm die Zuschauer gegeben hatten, wieder da war.

Ernst. Als wenn es nicht auch andere Groschen und Zweygroschenstücke könnten gewesen seyn, es wird sie kein Mensch mehr gekannt haben!

Franz. Allerdings waren es die nämlichen, wir hatten vorher auf jedes ein Kreidestrich gemacht, und der war noch da.

Ernst. Wer weiß, ob ihr recht gesehn habt, wenn ich nur dabey gewesen wäre, ich hätte ihm schon besser auf die Finger Acht geben wollen, er hätte mich gewiß nicht betrügen sollen.

Franz. Als wenn er uns betrogen hätte.

Ernst. Allerdings, es ist doch nichts als Betrug gewesen.

Franz. Ich weiß viel, aber (zu den andern) noch eins muß ich euch erzehlen, da hört einmal an, er ließ sich erschiessen —.

Lotte. Erschiessen! ach das erzähl nicht, lieber Franz; ich fürchte mich, da hat es ja Blut gegeben.

Franz.

Franz. Hör nur zu, es gab kein Blut, sondern er fieng die Kugel in einem Glase mit Wein auf.

Lotte. In einem Glase mit Wein?

Franz. Freilich, und das Glas blieb ganz, hör nur zu. Er nahm eine Pistole und ließ solche uns besehen, gab sie nun jemanden, der zunächst bey ihm stand, und der mußte sie mit einer Kugel laden, so wie sie geladen war, da trat er mitten in die Stube, ließ sich ein Glas mit Wein geben; nahm von allen Abschied, und befahl nun dem, der die Pistole geladen hatte, daß er ihn erschiessen solle, dieser zielte ihm auch damit recht nach der Brust, drückte los, und so wie der los schoß, trank er sein Glas Wein aus, und die Kugel lag unten im Glase.

Lotte. So wurde er also nicht todt geschossen?

Franz. I! Es that ihm gar nichts, er hatte die Kugel im Glase.

Lotte. Wie er das nur muß gemacht haben!

Ernst. Es ist alles Betrug, ich mag gar nichts mehr davon hören.

Emilie. Ich glaube es auch, aber ich möchte doch nur wissen, wie das alles gegangen wäre?

Ernst. Wir wollen nur heute bey Tische unsern Vater fragen, der wird es uns schon sagen.

Emilie. Ja, ja, Ernst, das wollen wir auch thun.

Franz. Er machte auch noch eine Menge

Kartenkünste, das waren ganz andere, als deine August! die weiß ich aber gar nicht mehr.

August. Weißt du denn gar keins mehr?

Franz. Ich will mich besinnen! (nach einigen Nachdenken) halt! Jetzt fällt mir eins ein. Seht, er nahm ein Spiel Karten aus der Tasche, mischte sie, und ließ jeden Zuschauer ein Kartenblatt ausziehen, solches ansehen und denn wieder hineinstecken, und jeder mußte sein Kartenblatt merken. Nun legte er die Karte auf den Tisch, auf dem eine kleine Pyramide stand. Aber eins hätte ich bald vergessen, er hat auch noch ein Männchen, das ist ordentlich mit Kleidern angezogen, hat eine grose Grenadiermütze auf, aber einen Pferd- und einen Hühnerfuß, und hinten einen, wer weiß, wie langen Schwanz. Dieses Männchen steht immer auch auf dem Tisch, und mit demselben spricht er immer allerhand närrisches Zeug, läßt es allerhand Sprünge und Purzelbäume machen; die Karten legte er also auf den Tisch, sprach denn auch jetzt mit diesem seinen Männchen, und ehe wir es uns versahen, nahm er die Karten wieder vom Tische, breitete sie aus, und warf sie an die Decke und die Karten blieben alle an der Decke hängen. Nun befahl er seinem Männchen, daß es die Karten wieder erscheinen lassen sollte, welche wir vorher herausgezogen hatten, und da kam denn immer eine Karte nach der andern oben in der Pyramide zum Vorschein, fiel aber immer wieder herunter bis er

mit

mit seinem Stäbchen darüber fuhr, dann fielen oben aus der Pyramide alle die Karten heraus, welche wir vorher gesehen und herausgezogen hatten.

Aug. Hattest du denn auch eine Karte gezogen.

Fr. Das versteht sich, ich hatte Caro 7. gezogen, und die fiel auch richtig wieder heraus.

Aug. Wenn ich nur dabey gewesen wäre, ich hätte schon eine Karte ziehen wollen, die nicht herausgefallen wäre.

Fr. Sie wäre gewiß auch herausgekommen. Sie fielen ja alle wieder heraus. Der Himmel weiß, wies zugieng.

Ernst. Es ist gewiß alles natürlich zugegangen.

Franz hätte noch mehr erzählt, wenn nicht mit der Schelle das Zeichen zum Essen wäre gegeben worden. Kaum aber hatten sie sich zu Tische gesetzt, als Emilie das Gespräch wieder auf den Taschenspieler und dessen Künste brachte. Franz war gleich wieder mit seinen Geschichten bey der Hand und konnte kaum die Zeit erwarten, daß sein Vater ihm die Erlaubniß gab, zu erzählen, so wie Emilie wohl zehnmal fragte, nicht wahr Vater, es ist alles Betrug! Der Vater ließ Franzen auserzählen, und fragte dann seine Kinder, wie sie denn glaubten, daß der Taschenspieler dies alles gemacht habe, die meisten schwiegen mit bedenklicher Miene stille, Emilie aber und Ernst antwor-

keten wieder, er müsse die Leute betrogen haben. Freilich, antwortete der Vater, läuft vieler Betrug mit unter, wenigstens geht alles ganz natürlich zu, und es ist weder Hexerey noch sonst etwas dabey, wie viele Leute glauben, die sich nicht gewöhnt haben, über eine Sache nachzudenken, sondern alles gleich glauben und für wahr halten, was man ihnen sagt, und was sie denn nicht einsehen und begreifen können, für Zauberey halten.

Das was zu einem Taschenspieler vorzüglich erfordert wird, ist Geschwindigkeit, und die Gabe den Zuschauern allerhand Possen vormachen zu können, damit sie darauf aufmerksam sind, und nicht sosehr auf seine Hände Achtung geben. Eben dazu braucht er auch das Männchen, das er auf dem Tisch stehen hatte, dieß ist nichts weiter als eine hohle hölzerne Figur, die aus drey Theilen besteht, und inwendig mit Queckſilber ausgefüllt ist, das so abgewogen ist, daß wenn es sich an einem Orte befindet, das Männchen in Ruhe bleibt, aber umfällt, und allerhand Purzelbäume macht, so wie das Queckſilber nur in etwas an einem Orte sich mehr als an dem andern anhäuft. Auch die ganze Kleidung der Taschenspieler ist so eingerichtet, daß sie ihnen zu ihren Künsten behülflich seyn kann, sie haben gewöhnlich einen besondern Rock mit weiten Ermeln und grosen Taschen an, worinne sie allerhand Sachen, die sie bey ihren Spielen brauchen, verbergen können. Endlich stehn sie immer mit mehrern Personen in

Ver-

Verbindung, die man nicht kennt, auf die man also auch nicht Achtung giebt, und die denn immer das Beste bey der Sache thun müssen.

Ernst. Vielleicht hat er auch Maschinen?

Vater. Die hat er auch, und muß sie haben, weiß sie aber so gut zu verstecken und so geschickt zu regieren, daß wenn man nicht recht aufmerksam auf ihn ist, man gar nichts davon gewahr wird.

So geht z. B. jene Verwandlung der Taube in einen Stein ganz natürlich zu. Der, dessen Huth der Taschenspieler nimmt, ist kein bloser Zuschauer, sondern einer seiner Gehülfen, der aber ganz wie ohngefähr am nächsten bey ihm steht, der hat oben in seinen Huth schon den Stein verborgen, der Taschenspieler zeigt zwar den Huth den Zuschauern, allein er weiß ihn schon so zu halten, daß diese nichts weiter sehen, als was sie sehen sollen. Nun legt er den Huth auf den Tisch, macht allerhand Possen, besonders mit seinem Männchen, damit man nach diesen und nicht nach ihn sehen möge, hohlt unterdessen seine zahm gemachte Taube, und bringt sie unvermerkt unter den Huth, nun hebt er ehe man sichs versieht, den Hut auf, und es ist eine Taube darunter. Die Taube weiß er nun wieder wegzubringen ohne daß man es bemerkt, reißt den Faden, womit der Stein oben in dem Huth befestigt ist, entzwey, läßt nun den Huth wieder wegnehmen und es liegt ein Stein darunter.

Ernst. Siehst du, Franz! daß es wahr ist, was ich dir gesagt habe.

Emilie. Aber, lieber Vater! wie geht nur das mit dem Gelde zu?

Vater. Ebenfalls ganz natürlich, so natürlich wie die Verwandlung der Taube. Der Taschenspieler hat nämlich zwey Sätze von Schachteln in der Tasche, von denen der eine gerade so wie der andere aussieht, er nimmt nun einen Satz Schachteln heraus, zeigt jede einzeln vor und thut in dieselben die von den Zuschauern erhaltenen Sachen, macht die Schachteln zu, stellt sie hin auf den Tisch, und treibt wieder allerhand Possen, unterdessen nimmt er unvermerkt diese Schachteln weg, steckt sie ein, und stellt die leeren Schachteln auf den Tisch, diese läßt er nun öfnen, und natürlicherweise sind sie leer. Einer von seinen Gehülfen, die immer um ihn sind, nimmt die andern Schachteln aus seiner Tasche, holt die darinnen befindlichen Sachen heraus und steckt sie unter die Mütze des Männchens, bringt ihm unvermerkt das Männchen wieder in die Tasche, der Taschenspieler holt es heraus, und nun muß es wohl das Geld unter seiner Mütze haben. Da seht ihr also, daß gar nichts übernatürliches dabey ist. Und so hat es auch mit dem Todschiessen gar keine Gefahr; ich will mich alle Stunden so erschiessen lassen, und ihr könnt es ohne Bedenken auch thun.

Lotte. Wie ist denn aber nun das?

Vater. Man nimmt Zinn, schüttet Queckſilber darauf, und da lößt das Queckſilber das Zinn auf, von dieſer Maſſe macht man nun eine Kugel, ladet ſie in eine Piſtole und läßt denn losſchieſſen, die Piſtole geht denn mit dem gewöhnlichen Knall los, die Kugel aber fährt in kleinen Stückchen auseinander, und thut keinen Schaden.

Fr. Er hatte ja aber die Kugel im Glaſe, das er ausgetrunken?

Vat. Das iſt eine andere Kugel, die er in der Hand hat, und die er durch ſeine geſchickten Kunſtgriffe in der Geſchwindigkeit ins Glas fallen läßt.

Emil. Nun kann ich mir es vorſtellen. Wie man doch die Leute hintergehen kann!

Vat. Das laßt euch alſo zur Warnung dienen, und unterſucht erſt allemal eine Sache, denkt darüber nach, und ſprecht mit andern Leuten davon, die mehr Erfahrung haben, ehe ihr die Sache, die euch vielleicht wunderbar und unerklärlich vorkommt, für etwas auſſerordentliches haltet, ſie weiter erzählt, und euch von Betrügern hintergehen und um euer Geld und vielleicht gar um eure Zufriedenheit bringen laßt.

Wenn ihr mir einmal ein recht gutes Zeugniß von eurem Lehrer bringt, ſo will ich euch noch etwas anders zeigen, ich will mitten auf einem Tiſche ein Geſpenſt erſcheinen laſſen.

Emil. Ach ja lieber Vater! das thun Sie

doch, wenn ich nur einmal so etwas sehen sollte. (zu ihren Geschwistern) Wir wollen recht gut und fleissig seyn, damit wir recht bald eine recht gute Censur bekommen.

Vat. Seyd nur recht fleissig und macht mir Freude, damit ich euch wieder welche machen kann.

Es erscheint ein Gespenst.

Emilie und Ernst hatten nebst ihren übrigen Geschwisterten abermals durch Fleiß und Aufmerksamkeit sich den Beyfall ihres Lehrers erworben, und bekamen also von ihm ein recht gutes Zeugnis. Voll Freuden brachten sie solches ihrem Vater, der versprochen hatte, ihnen ein Gespenst dafür erscheinen zu lassen, und baten ihn, daß er doch sein Versprechen erfüllen möchte. Der Vater freuete sich, daß er so gute und fleissige Kinder hatte, und bestimmte ihnen den folgenden Tag zur Erfüllung seines Versprechens. Alles war nun voller Erwartung und kaum war Emilie aufgestanden, so erinnerte sie schon ihren Vater an das Gespenst. Mit Sehnsucht wünschten alle, daß der Abend kommen möchte, und sobald es anfieng dunkel zu werden, waren sie auf der Stube ihrer Mutter und warteten, daß ihr Vater sie rufen sollte. Sie warteten eine Stunde und noch eine halbe Stunde, und es kam immer kein Vater. Niemanden wurde die Zeit länger als

Emi-

Emilien, sie zählte jede Minute, und wenn sich nur das geringste im Hause regte, so lief sie schon nach der Thür und glaubte, es wäre der Vater. Endlich kam er, sahe aber nicht, wie sonst, munter und freundlich aus sondern machte ein sehr ernsthaftes Gesicht und sagte: Nun Kinder kommt herauf, aber das sage ich euch, ihr müßt äusserst stille seyn, kein Mensch darf ein Wort sprechen, und jeder bleibt an dem Platze stehen, den ich ihm anweisen werde. Ihr richtet alle eure Augen auf die Mitte der Stube. Er gieng nun mit ihnen ganz leise und langsam die Treppe hinauf, führte sie alle erst in den Vorsaal, dann jeden einzeln in die Stube, die ganz finster war, und stellte jeden an einem besondern Platz. Erschreckt nicht, sagte er, jezt wird der Geist kommen, und in dem Augenblick stieg mitten in der Stube ein Rauch in die Höhe, und in demselben erschien eine fürchterliche Gestalt. Erst kam ein schrecklich groser Kopf mit einer ungeheuer grosen Peruque zum Vorschein; dann sahe man den Rumpf mit einem Buckel, der Arme, wie ein Riese, Beine, wie ein Zwerg hatte, und dessen rechte Hand einen Menschenkopf hielt. Diese Figur stand eine Zeitlang vor ihnen da, und denn verschwand sie nach und nach wieder. Der Vater fragte, ob sie alle solche gesehen hatten, niemand aber getrauete sich ihm zu antworten, als Ernst. Er befahl nun jedem an seinem Platze ruhig stehen zu bleiben, gieng in die Kammer und holte ein Licht.

Vater. Also habt ihr nun auch ein Gespenst gesehen?

Emil. Wie war denn nur das?

Vat. Ja, wie war das? Nicht wahr? du weißt nicht wie das zugegangen ist?

Emil. Nein, was machten sie denn nur?

Vat. Was glaubst du wohl? Wenn ich nicht schon sonst dich darauf aufmerksam gemacht und dir gesagt hätte, daß es mit allen dergleichen Erscheinungen Betrug wäre, sondern ich hätte dieß alles als ein Fremder gemacht und dir gesagt, ich wollte jezt ein Gespenst erscheinen lassen, du hieltest mich gewiß nun für einen Geisterbanner?

Emil. (vor sich hinsehend) Wie gieng es denn nur zu?

Vat. Ich muß es euch nur zeigen, damit ihr nicht an dergleichen Possen glaubt. Seht, hier in diesem Kasten (indem er ihn öfnet) ist eine kleine Zauberlaterne —

Franz. Das ist ja meine Zauberlaterne, die ich zu Weihnachten von meinem Onkel geschenkt bekommen habe!

Vat. Das ist sie, und die hat das ganze grose Kunststück gemacht, hier seht ihr alles, was ich dazu gebraucht habe, die Zauberlaterne, einen Spiegel, ein Stück Glas, worauf das Bild, das ihr, nur verlängert gesehen habt, gemalt ist, und ein Kohlpfännchen. Hier oben in dem Kasten ist eine Thür angebracht, die man öfnen und wieder zufallen lassen kann. Die Zauberlaterne mit dem

Lich-

Lichte habe ich hier in diesen Kasten gestellt, der Oefnung derselben gegenüber einen schiefliegenden Spiegel angebracht, das Glas mit dem Bilde in die Zauberlaterne gesetzt, den Deckel des Kastens zugemacht, die Fallthüre in demselben geöfnet, und dies kleine Kohlpfännchen mit einigen Kohlen gerade über die Zauberlaterne auf den Deckel gestellt. Das Bild, welches auf das Glas gemalt war, und sonst an der Wand des Kastens sich würde gezeigt haben, fiel nun auf den Spiegel und wurde von demselben zurückgeworfen, so daß es sich im Rauche schwebend zeigte, und ihr es sehen konntet. Damit ihr euch ganz davon überzeugt, daß man nichts weiter dabey nöthig hat, und daß alles so zugegangen ist, will ich euch die ganze Erscheinung noch einmal sehen lassen. Hole mir nur einige Kohlen, Emilie! Emilie brachte gleich Kohlen; der Vater gab dem Spiegel wieder die rechte Lage, setzte das Glas wieder in die Zauberlaterne und brachte alles übrige wieder in Ordnung, und das Gespenst zeigte sich sogleich wieder und schwebte im Rauche.

Vat. Seht ihr es alle?

Alle. Ja, ja, ganz so wie das erstemal.

Vat. Es soll sich auch bewegen, (er ließ es bald halb bald ganz sichtbar werden) und das kommt von einem Faden, an dem das Glas hängt, durch den ich es, wie ich will, in die Höhe ziehen, und wieder sinken lassen kann. Anstatt dieser ungestalten Figur könnte man nun auch das

Bild eines Menschen, den man kennte, oder eine andere Figur, welche jemand wollte, malen lassen, es denn eben so machen und die Figur würde sich ebenfalls zeigen, und wenn man nun eine grose Zauberlaterne nähme, so könnte man die Person sogar in Lebensgröse vorstellen.

So kann man auch Rosen und andere Blumen verbrennen und sie dann wieder aus der Asche hervorkommen lassen, man darf nur auf das Glas eine solche Blume, als man brauchen will, malen, die wirklichen Blumen verbrennen und dann mit dem Bilde auf eben die Art verfahren.

So seht ihr also wie sehr man getäuscht werden kann, und wie der Schein trügt.

IIII.

Ich kann auch verschiedene Dinge ordnen. *)

Wenn Wilhelm aus der Schule nach Hause kam, so legte er seine Bücher bald auf einen Stuhl, bald ließ er sie im Hause liegen. Wenn er sich auszog, so legte er den Rock bald auf den Tisch, bald auf das Bette. Einen Schuh setzte er auf die Bank, den andern ließ er da stehen, wo er sich ausgezogen hatte. Einer von seinen Stiefeln lag

*) Verstandesübungen 1. B. S. 57—61.

lag mitten in der Stube, der andere stand in der Kammer. Wie gefällt dir das von Wilhelm?

Sch. Nicht gut.

L. Wo hätte er denn seine Bücher hinlegen sollen?

Sch. Auf den Tisch oder in den Schrank.

L. Wo hätte er die Schuhe hinsetzen sollen?

Sch. Unter das Bette, oder unter den Tisch.

L. Warum denn dahin?

Sch. Weil sie dahin gehören.

L. Wer die Sachen dahin stellt, wo sie hingehören, der ordnet sie. Was heißt also die Sachen ordnen?

Sch. Sie dahin stellen, wohin sie gehören.

L. Anstatt also, daß Wilhelm einen Schuh dahin, den andern dorthin stellte, wie hätte er sie stellen sollen?

Sch. Beyde zusammen.

L. Und wohin hätte er auch die Stiefeln stellen sollen?

Sch. Zu den Schuhen.

L. Warum denn dahin?

Sch. Weil sie dahin gehören.

L. Woraus sind denn Schuhe und Stiefeln gemacht?

Sch. Aus Leder.

L. Wozu werden beyde gebraucht?

Sch. Zum Anziehen.

L. Welche Theile des Körpers werden dadurch bedeckt?

Sch. Die Füsse.

L. Man nennt sie daher Dinge von einerley Art. Und wenn man verschiedene Dinge ordnen will, welche müssen zusammengestellt werden?

Sch. Die von einerley Art sind.

L. So wie man nun wirkliche Sachen ordnet, so kann man auch das, was man nur denkt (Gedanken, Vorstellungen) ordnen. Ich will einmal sehen, ob du es kannst. Merke dir einmal die sechs Worte:

Kuckuk, Hund, Aepfel, Pferd, Schwalbe, Rose.

Hast du sie behalten?

Sch. Ja, Kuckuk, Hund, Aepfel, Pferd, Schwalbe, Rose.

L. Nun sollst du sie ordnen. Weißt du noch, was das heißt?

Sch. So zusammenstellen, wie sie zusammen gehören.

L. Richtig. Was ist der Kuckuk?

Sch. Ein Vogel.

L. Ist unter den fünf andern Wörtern nicht noch eins, das einen Vogel bezeichnet?

Sch. Ja, die Schwalbe.

L. Welche beyde Worte wirst du also zusammenstellen?

Sch. Kuckuk und Schwalbe.

L. Und wenn du sie beyde mit einem Namen nennen solltest, wie würdest du da sprechen? Was sind sie beyde?

Sch. Vögel.

L. Welches Wort folgt nun?

Sch. Der Hund. L. Was

L. Was für ein Thier ist das?
Sch. Ein vierfüssiges.
L. Sieh, ob noch der Name eines vierfüssigen Thieres unter deinen Wörtern ist?
Sch. Ja, das Pferd.
L. Was wird also wieder zusammen gehören?
Sch. Hund uud Pferd.
L. Warum?
Sch. Weil beyde vierfüssige Thiere sind.
L. Welches von beyden willst du aber zuerst setzen?
Sch. Das Pferd.
L. Warum?
Sch. Weil es grösser ist.
L. Welche Wörter sind noch übrig?
Sch. Aepfel und Rose.
L. Was ist der Aepfel?
Sch. Eine Frucht.
L. Und die Rose?
Sch. Eine Blume.
L. Aber weil beyde in den Gärten wachsen, wie kannst du sie deswegen beyde nennen?
Sch. Gewächse.
L. Weil also beydes Gewächse sind, wie kannst du sie daher auch stellen?
Sch. Beyde zusammen.
L. Unter welchem Namen?
Sch. Unter dem Namen Gewächse.
L. Aber welches von beyden willst du zuerst stellen?
Sch. Den Aepfel. L. War-

L. Warum?

Sch. Weil er gegessen werden kann.

L. Die Rose riecht ja aber schön? Welches von beyden ist aber doch nützlicher?

Sch. Der Aepfel.

L. Nun nenne mir einmal die sechs Wörter so, wie du sie geordnet hast?

Sch. Kuckuk, Schwalbe, Pferd, Hund, Aepfel, Rose.

L. Jetzt nenne mir die drey Namen, mit denen du immer zwey und zwey von diesen Dingen benanntest?

Sch. Vögel, vierfüssige Thiere, Gewächse.

L. Aber diese Wörter scheinen mir doch noch nicht ganz richtig geordnet zu seyn. Denke einmal nach.

Sch. Das Pferd und der Hund müssen zuerst kommen.

L. Richtig. Warum denn?

Sch. Weil sie grösser sind, als der Kuckuk und die Schwalbe.

L. Nun sage mir die sechs Wörter in gehöriger Ordnung, aber setze allemal den Namen, womit du immer zwey zugleich benennst, voran.

Sch. Vierfüssige Thiere: Pferd, Hund.
Vögel: Kuckuk, Schwalbe,
Gewächse: Aepfel, Rose.

L. Ich sehe, du hast deine Sache recht gut gemacht. In der Folge wollen wir noch mehrere andere Worte ordnen. Wer sich gewöhnt,

seine Gedanken hübsch zu ordnen, der wird sich auch gewöhnen seine Sachen, seine Kleider, Bücher, Arbeiten u. s. w. zu ordnen. Und wer das thut, den nennt man einen ordentlichen Menschen. Das sollte jeder seyn.

Lerne Ordnung, liebe sie,
Ordnung spart dir manche Müh.

Christiane konnte es durchaus nicht leiden, wenn etwas von ihren Spielsachen, Kleidern und Büchern nicht an dem rechten Orte lag, wo sie es hingelegt hatte. Jedes Stück hatte seinen bestimmten Platz, wo sie es gleich wieder hinbrachte, wann sie es gebraucht hatte.

Des Abends legte sie alle Kleidungsstücke, die sie auszog, an einen besondern Ort, daher konnte sie sich auch des Morgens geschwind, und selbst im Finstern wieder anziehen. Wenn sie bemerkte, daß eins von ihren Kleidern zerrissen war; so sorgte sie gleich selbst dafür, daß es wieder ausgebessert wurde.

Man hörte aber auch Christianen niemals klagen, daß sie etwas von ihren Sachen nicht finden könne, oder daß sie etwas verlohren habe. Sie kam auch nie zu spät in die Schule, mit der Entschuldigung, daß sie die Uhr nicht habe schlagen hören, wie unordentliche Kinder wohl zu thun pflegen.

Diese Liebe zur Ordnung, wozu sie sich in ihrer Jugend gewöhnte, behielt sie nachher zeitlebens,

bens, und sie nützte ihr in ihrer Wirthschaft mehr, als ein Kapital von tausend Thalern.

Etwas aus der Naturgeschichte.*)

Auf der Erde, welche wir bewohnen, giebt es eine unzählbare Menge von Geschöpfen, die alle unserer besondern Aufmerksamkeit werth sind. Wir sehen um uns her allerley Thiere und Gewächse, desgleichen Steine und solche Dinge, welche man mit einem Worte Mineralien nennt.

Die Thiere und Gewächse können mit einander verglichen werden, denn sie sind sich in vielen Stücken ähnlich. Ein Thier ist erst klein, wird durch Nahrung, die es zu sich nimmt, grösser, bringt Junge hervor, und stirbt endlich, wenn es nicht zuvor getödtet wird, vor Alter oder an einer Krankheit.

Eben so ein Baum: er ist Anfangs eine kleine Pflanze, wächst dann immer höher, indem er aus der Erde, oder aus der Luft Nahrung an sich zieht, pflanzt sich fort durch junge Sprößlinge, oder durch Saamen; und wenn die Menschen ihn nicht vor der Zeit abhauen, so stirbt er auch vor Alter oder an einer Krankheit.

Aber es ist auch wieder ein groser Unterschied zwischen den Thieren und Gewächsen. Die Thiere

*) Siehe Verstandesübungen 3. Bändch. Seite 83. ꝛc.

re bewegen sich selbst, wie und wohin sie wollen; sie nehmen ihre Nahrung durch den Mund ein, bereiten den Nahrungssaft im Magen, und werfen das Uiberflüssige wieder aus. Sie haben — einige mehr, andere weniger — Empfindungswerkzeuge, nehmlich Augen, Ohren, Nase, Zungen, eine empfindliche Haut und Nerven. Die Gewächse hingegen bewegen sich nicht selbst, sondern werden nur z. B. durch die Luft, oder auf andere Art bewegt; sie kommen auch nicht von einem Ort zum andern; sie ziehen mit den Blättern aus der Luft, und mit den Wurzeln aus der Erde Feuchtigkeit an sich, und das ist ihre Nahrung; sie haben keine Empfindung; sie können nicht hören, sehen riechen u. s. w.

Noch weniger Aehnlichkeit mit den Thieren haben die Steine, Metalle, (Gold, Silber, Eisen, Kupfer, Zinn, Bley) und alle diejenigen Körper, die nicht durch eingenommene Nahrung wachsen, und sich erhalten; sondern wo sich blos gewisse Theile von aussen ansetzen, und dadurch allmählich den Körper bilden.

Jedes Land hat seine eignen Gattungen von Thieren und Gewächsen, die man in andern Ländern nur mit vieler Mühe, oder auch wohl gar nicht ziehen kann; die einheimischen sind aber auch die nothwendigsten und nützlichsten.

Womit würden wir uns kleiden, wenn das Schaaf so kostbar zu erziehen und zu erhalten wäre, wie die Seidenraupe? — Es ist also, da uns

uns wollene Kleider, weit nöthiger sind, als seidne, sehr gut, daß wir Wolle viel wohlfeiler haben können, als Seide.

Mehrere Gewächse, die in unserm Lande wachsen, geben uns viel gesunderes, nahrhafteres und wohlfeileres Getränk, als der Kaffee, der aus fernen Ländern kommt. Dahin gehören vornehmlich der Waizen und die Gerste.

Es ist eben so nützlich als angenehm, die Beschaffenheit der natürlichen Dinge zu kennen. Denn je mehr man davon weiß, desto mehr Nutzen kann man daraus ziehen. Wie manches werfen wir vielleicht noch weg, weil wir es nicht genug kennen, was man künftig mit Freuden benutzen wird!

Unter den Thieren werdet ihr verschiedene zahme und wilde kennen; welche meynt ihr wohl, sind uns die nützlichsten? — Recht; die zahmen, denn diese dienen uns, so lange sie leben, und nach ihrem Tode beerben wir sie auch noch.

Nennt doch einige von den zahmen Thieren, die euch bekannt sind? — Das Pferd, das Rind, die Ziege, das Schaaf, das Huhn, die Gans, das Schwein.

Was nützen uns diese in ihrem Leben? — Das Pferd hilft dem Landmann bey seiner schweren Arbeit; es zieht und trägt eine grössere Last, als mehrere Menschen mit vereinigten Kräften fortschaffen können; es bringt uns mit der grö-

sten

sten Geschwindigkeit und Bequemlichkeit von einem Ort zum andern.

Das Rind arbeitet zwar nicht so rasch, wie das Pferd, aber sehr anhaltend, und kostet auch nicht so viel zu unterhalten. Die Kühe geben uns überdies ihre herrliche Milch, welche theils so als Getränk und Speise genossen wird; theils, wie ihr wißt, zur Bereitung der Butter und des Käses dient.

Von der Ziege erhalten wir auch eine sehr gesunde Milch, desgleichen vom Schaaf; doch ist vom leztern die Wolle, die es sich jährlich einmal oder zweimal abnehmen läßt, für uns weit wichtiger. Wie viel Menschen würden ausser Arbeit, und also auch ausser Nahrung gesetzt werden, wenn auf einmal das ganze Geschlecht der Schaafe ausstürbe? Denkt einmal darüber nach!

Was bringen uns denn die Hühner und Gänse für Nutzen? — Die Hühner legen fleissig Eyer, manche wohl eine Woche lang alle Tage hintereinander. Wir mögen nun die Eyer verkaufen, oder sie selbst in der Haushaltung brauchen, so ist eine Henne eins der nützlichsten Thiere, besonders auf grosen Höfen, wo sie nicht immer aus dem Sack gefüttert werden darf.

Die Gänseeyer kann man zwar auch so benutzen, wie die Hünereyer; aber eine Gans legt nicht gar viele, und man läßt sie daher lieber ausbrüten. Dennoch ziehen wir einigen Vortheil von ihr, so lange sie lebt. Denn man rupft ihr

jährlich öfters die weichen Federn aus, womit man die Betten ausstopft; auch verliert sie von selbst aus ihren Flügeln die Spulen, die uns zu Schreibfedern dienen; und diese ausgefallenen sind gerade die besten, so wie die Früchte, welche von selbst vom Baume fallen, die reifsten und süssesten sind.

Endlich das Schwein; — nun das nützt uns wohl im Leben nichts? Es kann nicht für uns arbeiten, wie der Ochse und das Pferd; Es giebt uns keine Milch, keine Wolle, keine Federn, wie die vorgenannten Thiere; das ist denn wohl das einzige, das sich erst nach dem Tode verzinnset? — Ihr sinnt? Ihr wißt nichts? Gar nichts? Es ist ein Nutzen, den ihr auch bey allen Thieren vergessen habt, in Anschlag zu bringen; und dieser ist für manchen Wirth der wichtigste, um dessenwillen er allein mehr Vieh hält, als er sonst halten würde — Ach! der Mist! — Getroffen! der ist für alle, die Aecker oder Gartenfeld haben, eine kostbare Sache. Ihr müßt aber noch überdieß bedenken, daß ein Schwein vieles, z. B. an Wurzeln, an Abgang aus der Wirthschaft, frißt, was kein anderes Thier anrührt, was also ganz umkommen würde. Da nun doch das Schwein dadurch genährt wird, so ist dieß auch ein Nutzen für uns, daß wir dergleichen nicht wegwerfen dürfen.

Seht das ist etwas — bey weitem nicht alles — von dem, was uns zahme Thiere in ihrem

rem Leben nützen: nun führet mir doch auch an, was sie uns nach ihrem Tode zur Benutzung hinterlassen. — Von den meisten gebrauchen wir das Fleisch und Fett zu unserer Nahrung; und es ist merkwürdig, lieben Kinder, daß wenn ihr nun das Nutzbare alles einzeln nennen solltet, ihr gewiß vom Schwein das meiste würdet zu sagen haben, da es euch vorher so schwer fiel, nur einen Vortheil zu nennen, den wir von demselben im Leben erhalten. Hingegen das Pferd, dieses edle Thier, das durch seine Stärke, seinen Muth, seine Schnelligkeit, Treue und Klugheit uns so überaus brauchbar im Leben, ja fast unentbehrlich ist, liegt im Tode wie ein verworfenes Aas da, eine Beute gieriger Hunde und Raben, vor dessen Anblick uns eckelt!

Aber das im Leben so verachtete, schmutzige Schwein, dessen Name selbst für ein Schimpfwort gilt, wie werth im Tode! Wie freuet ihr euch auf seinen Schlachttag, nicht anders, als auf ein Fest!

Doch nennt mir noch einige Stücke überhaupt, die wir von den todten Thieren gebrauchen können. — Die Haut, die Haare, die Wolle, die Federn, die Borsten. — Richtig; und ich füge noch hinzu: die Knochen, die Hörner, die Klauen, die Blase, zum Beispiel, die Schweinsblase. Wie und auf welche Art dies alles benutzt wird, sollt ihr ein andermal hören.

Aber wie ist es mit den wilden Thieren.

Habt ihr schon einige gesehen? Oder wißt ihr wenigstens die Namen von etlichen zu nennen? — O ja: der Hirsch, das Reh, der Haase, das wilde Schwein, der Fuchs, der Wolf, der Bär. Sie nutzen uns aber nichts, so lange sie leben, sie thun vielmehr mancherley Schaden, im Walde, an den Bäumen, und auf dem Felde am Getraide und an den übrigen Feldfrüchten.

Meynt ihr aber, wir könnten sie nicht nutzen, so irrt ihr. Die meisten unsrer jetzigen zahmen Thiere waren ehemals wild, und wir haben sie doch zu unserm Dienst gezwungen. Habt ihr noch keinen Bären tanzen gesehen? — Nun gut; so wohl wie man ihn dazu zähmen und abrichten kann, würde er auch zu wirklichen Diensten zu gebrauchen seyn. In Polen, wo es viel Bären giebt, hält man sie auf grosen Höfen und in Klöstern zur Beschützung statt der Hunde; und ihr könnt leicht denken, daß ein Bär mehr Diebe abhalten kann, als vier bis fünf Hunde.

Hirsche sind leicht zu zähmen und sie ziehen einen Wagen eben so wohl, wie Pferde. Stellt euch einmal vor, wie prächtig das aussehen muß, vier Hirsche mit ihren hohen zackigten Geweihen vor einer Kutsche! Und ein Hirsch kostet wirklich nicht so viel zu unterhalten, wie ein Pferd. Aber freilich, so stark kann er auch nicht arbeiten.

Indessen habt ihr recht. Bis jezt bringt uns das lebendige Wild mehr Schaden als Nutzen; nicht einmal ihr Mist kommt uns zu Gute. Ihr

seht also daraus, wie nothwendig es ist, daß die zu grose Vermehrung des Wildes durch dazu bestellte Jäger eingeschränkt wird.

Wenn wir diese wilden Thiere aber fangen oder schiessen, so haben wir mehr Vortheile davon, als von den zahmen. Wißt ihr wohl warum? Weil uns ihre Erziehung und Ernährung nichts gekostet hat; und doch können wir ihr Fleisch, ihre Haut — kurz alles eben so, wie von den zahmen benutzen.

Alle Säugthiere haben rothes warmes Blut. Sie bringen lebendige Junge znr Welt, und säugen sie so lange mit Milch; bis sie so stark sind, daß sie anderes Futter geniessen können. Diese Thiere haben feste Knochen, die Knochen sind mit Fleisch überzogen und das Fleisch mit einer haarichten Haut bedeckt. Die meisten hieher gehörenden Thiere gehen auf vier Füssen, an welchen sie entweder Hufe oder Zehen, oder Krallen haben. Diese nennt man daher vierfüssige Thiere. Einige haben am Kopfe Hörner, und fast alle haben einen Schwanz. Wollet ihr wissen wie der Leib dieser Thiere inwendig aussieht; so dürft ihr nur zum Fleischer gehen, wenn er ein solches Thier geschlachtet und aufgeschnitten hat.

Ausser den Säugthieren, lieben Kinder, giebt es auch noch Vögel, Amphibien, Fische, Insekten und Würmer, die uns auf mancherley Art nützlich sind.

Von den Vögeln habt ihr schon die Gans und die Henne vorher genannt; welche sind euch nun noch bekannt? — Die Ente, der Truthahn, die Schnepfe, die Taube, die Lerche, der Staar, der Krammetsvogel, der Finke, der Zeisig, die Schwalbe, der Kibitz, das Rothkehlchen, der Specht, die Nachtigall.

Gut; alle diese heissen Vögel und gehen auf zwey Füssen. Aber anstatt der beyden Füsse die ihnen zu fehlen scheinen, haben sie Flügel, womit sie durch die Luft fliegen können. Dazu helfen ihnen auch die Federn, womit ihr ganzer Leib bedeckt ist. Anstatt des Mauls haben sie einen Schnabel von Horn. Ihre Junge kommen nicht lebendig aus dem Leibe der Alten; sondern diese legen Eyer in die Nester, die sie bauen, aus denen durch die Wärme junge Vögel ausgebrütet werden.

Von einigen dieser Vögel essen wir das Fleisch, andere vergnügen uns durch ihren Gesang; noch andere nützen uns dadurch, daß sie Fliegen und allerhand schädliches Gewürme verzehren. Nun sagt einmal, welchen von diesen Vortheilen uns jeder der genannten Vögel insbesondere bringt? —

Amphibien nennt man gewisse Thiere, welche so wohl im Wasser als auf dem Lande leben können. Im Wasser schwimmen sie, fast wie die Fische; auf der Erde aber kriechen oder schleichen sie fort. Die meisten dieser Thiere legen Eyer und bringen sie selbst an einen warmen Ort, wo

sie

sie ausgebrütet werden. Es gehören dahin die Frösche und Krôten, die Eydexen, die Schildkrôten und die Schlangen.

Einige Amphibien dienen den Menschen zur Speise, andere zur Arzney. — Von der Schildkrôtenschaale werden viele Kunstsachen z. B. Dosen, Uhrgehäuse ꝛc. verfertigt.

Die Fische, meine Kinder, haben gar keine Füsse, sondern anstatt derselben Floßfedern oder Finnen. Durch Hülfe derselben können sie im Wasser schwimmen. Das Wasser ist diesen Thieren zur Wohnung angewiesen, und sie können entweder gar nicht, oder doch nicht lange in der Luft leben. Die harten Theile ihres Körpers nennt man Gräten und ihre Haut ist mehrentheils mit Schuppen bedeckt. Die meisten Fische legen Eyer. So lange diese Eyer im Leibe des Thieres sind, nennt man sie Rogen; wenn sie aber gelegt sind, heissen sie Laich. — Die jungen Fische werden durch die Sonnenwärme ausgebrütet.

Von den Fischen werdet ihr nur wenige kennen, auch nicht wissen, daß wir von verschiedenen derselben noch mehr als ihr Fleisch gebrauchen können, welches ihr in Zukunft erfahren sollt; aber sie sind eine Art von Wild, und sind uns also doppelt nützlich, weil sie sich selbst erhalten und ernähren. Zwar hält man auch einige Gattungen in Teichen, und füttert sie; jedoch kosten sie so viel nicht, wie das zahme Vieh in den Ställen. Einige sind euch gewiß den Namen nach

bekannt? — Ja; der Karpf, der Hering, der Hecht, der Aal, der Lachs, der Gründling, die Schleye, der Barsch, der Weißfisch.

Aber, seht alle her! was sind das für Thiere, welche auf diesem Bilde stehen? — O, eine Raupe, ein Schmetterling, verschiedene Käfer, eine Fliege, eine Biene und hier unten ein Krebs! — Gut; wißt ihr aber zu welchen Thieren sie gehören? — Nun, so gebt Achtung! Alle die Thiere, welche ihr hier sehet, haben in der Mitte ihres Leibes einen Einschnitt, so daß es aussieht, als wenn sie aus zwey zusammengewachsenen Stücken bestänben. Man nennet sie daher Insekten, welches Wort etwa so viel bedeutet, als, eingeschnittene Thiere. Sie können laufen, manche sehr schnell; daher haben die meisten sechs; manche acht — und einige wol hundert Füsse. Sie können aber auch fliegen: dazu haben sie Flügel, durch deren Bewegung sie ein Summen verursachen. Aber nichts ist sonderbarer als die Art, wie diese Thiere sich fortpflanzen. Zuerst sind sie Raupen oder Maden. Wenn sie eine Zeit lang in dieser Gestalt gelebt und gefressen haben, so spinnen sie sich ein und werden Puppen: dergleichen ihr im Sommer auf allen Bäumen finden könnet. Aus diesen Puppen kriechen nach einiger Zeit Schmetterlinge, Käfer und andere fliegende Thiere aus. Diese legen Eyer, aus welchen wieder Raupen oder Maden auskriechen, und so geht es von Zeit zu Zeit fort.

Einige Insekten sind sehr nützlich, z. B. die Bienen, sie verschaffen uns Wachs und Honig; der Seidenwurm — durch ihn haben wir Seide; der Krebs — dessen Fleisch ist eine angenehme Speise; die Ameise, spanische Fliege — sie werden in der Apothecke gebraucht.

Ach, Vater, sehen Sie, was ist das für ein Thier? fragte der kleine Fritz seinen Vater, da dieser mit ihm und seinem Bruder Heinrich früh Morgens in den Garten gegangen war.

Vater. Es ist ein Regenwurm. Sieh, da hab ich ihn in der Hand, aber da ist ihm nicht so wohl, als ihm auf und in der kühlen Erde ist. Da hast du ihn. —

Fritz. Ach er ist ja ganz kalt!

Heinrich. Wärme kann er nicht vertragen und im Wasser lebt er auch nicht lange.

Fritz. Er hat keine Nase und keine Ohren.

Vater. Das ist wahr. Er fühlts aber gewiß, daß er nicht am rechten Orte liegt, indem du ihn in der Hand hast; denn er hat ein sehr feines Gefühl.

Heinrich. Er hat auch keine Füsse, und doch kann er sich bewegen, indem er sich erst zusammenzieht und dann sich wieder verlängert.

Vater. Den Regenwurm braucht man zum angeln. Sonst machte man auch ein Pulver dar-

aus, welches die Würmer aus dem menschlichen Körper vertreiben sollte.

Fritz. Haben die Menschen denn auch Würmer bey sich?

Vater. O ja, manche Menschen und Thiere haben viel bey sich; sie verursachen dem Menschen Uibelkeit, Brechen, Kopfschmerzen, Fieber und wohl gar den Tod. Den Band - Spul - und Madenwurm findet man in dem menschlichen Körper.

Es giebt noch mehr nackte Würmer, mein Sohn, man findet zum Beyspiel in Sümpfen und Gräben, den Blutegel. Diesen brauchen die Aerzte bisweilen zum Aussaugen des Bluts.

Komm, ich werde dir noch einen nackten Wurm zeigen. — Sieh, das ist eine Schnecke. Es giebt Wasser und Landschnecken, auch Schnecken die ein Gehäuse haben, in diesem wohnen sie, und kriechen mit demselben umher: andere haben zwey, oder mehr Schalen und heissen Muscheln. Man findet ganz kleine, aber auch sehr grose Muscheln, wie man an den Austerschalen hat, wovon eine über dreyhundert Pfund schwer ist.

Fritz. Was es doch für wunderbare Sachen in der Welt giebt! —

So wie es zahme und wilde Thiere giebt: so giebt es auch ebenfalls zahme und wilde Gewächse. Und welche glaubt ihr wohl, sind wilde Gewächse? — Die im Walde und auf freiem Fel-

de

de wachsen. — Und die zahmen? — Diese finden wir in den Gärten. — Nicht ganz richtig, lieben Kinder; denn ist das Korn auf dem Felde ein wildes Gewächs? Oder das Unkraut im Garten zahmes? Vielmehr nennt man alle Gewächse wild, die von selbst wachsen, ohne Pflege und Wartung der Menschen; diejenigen aber, die durch Fleiß und Kunst der Menschen gezogen werden, können zahme Gewächse heissen.

Alle Gartengewächse und Feldfrüchte waren ehemals wild, und sind durch sorgfältige Pflege der Menschen gar sehr verbessert worden.

Unter allen Gewächsen sind die Bäume die größten; dann folgen die Sträucher und Stauden, und endlich die Kräuter, Gräser, Schwämme und Moose.

Ein Baum ist eine Pflanze, die aus einer Wurzel nur Einen Stamm, und ein Strauch eine Pflanze, welche aus einer Wurzel mehrere Stämme hat. Unter Stauden versteht man nichts anders, als niedrige und ganz dünne Sträucher.

Von den Bäumen hegen wir einige vorzüglich um des Holzes willen; andere aber wegen ihrer Frucht. Nennt mir einige von der erstern Art. — Die Eiche, die Fichte, die Birke, die Buche, die Tanne, die Ulme.

Von diesen Bäumen erhalten wir nicht nur das so nöthige Brenn und Bauholz, sondern auch einen grosen Theil unsers Hausgeräths; denn es wird kein Haus gebauet, wozu nicht viel, sehr

viel Holz nöthig wäre, wenn gleich die Mauern und Seidenwände von Steinen aufgeführt werden. Denkt einmal selbst darüber nach, welche Theile des Hauses nothwendig von Holz seyn müssen, und welch eine Menge hölzernes Hausgeräthe man in einem einzigen Hause antrift. — Eben diese Bäume geben uns aber auch Theer, Pech, Kienuß, Schmiedekohlen und andere nützliche Dinge.

Von den Frucht und Gartenbäumen werdet ihr vermuthlich noch mehrere kennen. Mit welchem Vergnügen genießt ihr nicht die Früchte davon, z. B. die Aepfel, Birnen, Pflaumen, Kirschen, Aprikosen, Pfirsichen, Nüsse. Das Holz von einigen dieser Bäume ist noch feiner und kostbarer, als von den Waldbäumen, daher sind die Möbeln, welche davon gemacht werden, auch theuerer.

Von den Sträuchern sind euch gewiß der Johannisbeer- und Stachelbeerstrauch bekannt; und von den ausländischen nenne ich euch nur jetzt zwey: den Theestrauch und den Baumwollenstrauch.

Kräuter sind solche Pflanzen, die keinen holzigen Stamm, sondern nur einen weichen saftigen Stengel haben, deren es eine sehr grose Menge giebt, z. B. Kartoffeln, Rüben, Zwiebeln, Petersilie, Sellerie, Spinat, Kohl, Salat, Gurken, Spargel, Bohnen, Erbsen, Majoran, Flachs, Hanf, Taback, Erdbeeren ꝛc.

Gräser sind Pflanzen, die anstatt eines holzigen Stammes, oder eines weichen saftigen Sten-

gels

gels einen hohlen oder mit schwammichtem Mark angefüllten knotigten Halm haben, als: die Getraidearten, z. B. Ruhgras, das schmalblätterichte Viehgras ꝛc.

Die Schwämme gehören zu den Pflanzen mit unkenntlicher Blüthe, und bestehen aus einer weichen oder zähen und lederartigen Materie. Ihre Stengel heissen Stränke. Z. B. die Trüffel, die Morgel, der Champignon, der Feuerschwamm, der Fliegenschwamm ꝛc.

Die Moose gehören ebenfalls zu den Pflanzen, deren Blüthe man nicht deutlich wahrnehmen kann. Sie haben einen blätterichten Stiel. Ihren Saamen tragen sie in einer kleinen Kapsel, welche die Gestalt einer verschlossenen Büchse hat. Moose sieht man an Bäumen, an Steinen und auf der Erde; bemooset sind auch die Dächer. —

Endlich, l. K. seht ihr auf unsrer Erde auch noch Körper, die von den Thieren und Pflanzen sehr verschieden sind, und die ich euch vorhin unter dem Namen Mineralien bekannt machte. Auch diese sind von ungemein grosem Werthe und Nutzen für uns.

Schon an der Farbe könnt ihr einen Unterschied der Erde bemerken; an einigen Orten sieht die Erde schwarz aus, an andern gelb, wieder an andern weiß, u. s. w. Nach diesem Unterschiede wird sie auch verschiedentlich benutzt, und wir erhal-

halten von einer dieser Erdarten, welche Thon heißt, unter andern allerley Töpferwaaren, und von dem Lehm, Maurersteine, Dachsteine, u. s. w. Der Nutzen der Kreide, und der gelben Erde ist euch ebenfalls bekannt.

Von Steinen habt ihr gewiß schon Feldsteine, Kieselsteine und Feuersteine gesehen, vielleicht auch Sandsteine, wovon man unter andern die Mühlsteine und Schleifsteine macht.

Die Salze, welche entweder saure oder Laugen- oder Mittelsalze sind. Eine jede dieser Art ist nützlich. Besonders dient das Küchensalz dazu, die Säfte zu verdünnen, für Fäulniß zu sichern, und die Speisen schmackhaft zu machen.

Erdharze, als z. B. Schwefel, Steinkohlen, Torf, u. a. m. Man gebraucht sie zu Arzeneyen, zum Anzünden, Räucherwerk, und zur Feuerung.

Die Metalle sind schwerer als Steine, geben einen Glanz, lassen sich ausdehnen, und durchs Feuer verändern, z. B. Gold, Silber, Eisen, Kupfer, Zinn und Bley. Sie dienen zu Zierathen, zum Gelde, zu Gefässen, und unzähligen Geräthschaften.

Nicht wahr, l. K., ihr möchtet noch mehr von diesen Dingen wissen? Nun künftig soll euer Wunsch erfüllt werden.

V.

Ich verstehe auch, was Möglich, Wirklich, Nothwendig heißt.

L. Wie sieht denn eine Kugel aus? oder welche Gestalt hat eine Kugel?

Sch. Sie ist rund.

L. Welche Kugeln sind denn rund?

Sch. Alle Kugeln.

L. Wenn jemand zu dir spräche, er habe neulich eine viereckigte Kugel gesehen, wie würdest du zu ihm sprechen?

Sch. Das glaube ich nicht.

L. Warum glaubst du es denn nicht?

Sch. Weil alle Kugeln rund sind.

L. Unter welcher Gestalt mußt du dir jede Kugel denken?

Sch. Rund.

L. Was für eine Kugel kann es also nicht geben?

Sch. Eine viereckigte.

L. Sobald eine Sache oder ein Körper viereckigt ist, welchen Namen kannst du ihm dann nicht mehr geben?

Sch. Den Namen Kugel.

L. Sobald du also das Wort Kugel nennst, an welche Gestalt denkst du da allemal?

Sch. An die runde Gestalt.

L. Welche Farbe haben denn manche Kugeln?

Sch. Sie sind schwarz.

L. Wie sind aber andere?

Sch. Weiß, grau.

L. Hast

L. Hast du schon eine grüne Kugel gesehen?

Sch. Nein.

L. Aber wenn du auch noch keine grüne Kugel gesehen hast, was für eine Kugel kannst du dir doch vorstellen, oder denken?

Sch. Eine grüne Kugel.

L. Wie kann also eine Kugel auch gefärbt seyn?

Sch. Grün.

L. Wie kann aber eine Kugel, wie du mir vorhin sagtest, nicht seyn?

Sch. Nicht viereckigt.

L. Wenn Jemand zu dir sagte: ich habe eine viereckigte Kugel gesehen, was würdest du da sagen?

Sch. Eine Kugel kann nicht viereckigt seyn.

L. Dein Vater sagte: das ist nicht möglich, oder das unmöglich. Wie drückest du das aus?

Sch. Das kann nicht seyn.

L. Was also nicht seyn kann, wie ist das mit andern Worten?

Sch. Nicht möglich, oder unmöglich.

L. Was wird nun aber möglich seyn?

Sch. Was seyn kann.

L. Ist hölzernes Glas möglich?

Sch. Nein.

L. Aber kaltes Feuer?

Sch. Auch nicht.

L. Wie ist das Feuer allemal?

Sch. Warm.

L. So oft du also Feuer nennst, woran denkst du auch allemal?

Sch. An die Wärme.

L. Wie viel ist denn eins und zwey?

Sch. Drey.

L. Wenn ist eins und zwey drey?

Sch. Immer.

L. Wenn Jemand zu dir sagte, vor zehen Jahren wäre Eins und Zwey Vier gewesen, wie würdest du zu dem sprechen?

Sch. Das ist nicht möglich, das kann nicht seyn.

L. So oft du Eins und Zwey nennen hörst, wie viel denkst du immer dabey?

Sch. Drey.

L. Kannst du dir es denken, daß Eins und Zwey, einmal Vier seyn könne?

Sch. Das kann ich nicht denken.

L. Aber kannst du dir einen grünen Esel denken oder vorstellen?

Sch. Ja, den kann ich mir denken.

L. Wie nennt man auch das, was man denken oder sich vorstellen kann?

Sch. Möglich.

L. Wie kannst du also von einem grünen Esel sagen?

Sch. Er ist möglich.

L. Wo glaubst du aber wohl, daß es grüne Esel giebt?

Sch. Nirgends.

L. Wie sehen denn die Esel aus?

Sch. Grau.

L. Was nun so ist, wie man es denken kann, das nennt man wirklich. Von welchen Eseln kannst du sagen, sie sind wirklich?

Sch. Von den grauen.

L. Von welchen aber nicht?

Sch. Von den grünen.

L. Wie sind die grünen nur?

Sch. Möglich.

L. Weißt du nun den Unterschied zwischen wirklich und möglich?

Sch. Möglich ist, was so seyn kann; Wirklich, was so ist.

L. In der Ueberschrift steht noch ein anderes Wort, wie heißt es?

Sch. Nothwendig.

L. Wie viel war eins und zwey immer?

Sch. Drey.

L. Wie viel muß eins und zwey immer seyn?

Sch. Immer drey.

L. Was nicht anders seyn kann, sondern so seyn muß, das nennt man nothwendig. Daß eins und zwey drey ist, das ist also?

Sch. Nothwendig.

L. Warum sagst du, daß es nothwendig sey?

Sch. Weil es so seyn muß, weil es nicht anders seyn kann.

L. Was nennest du also nothwendig?

Sch. Was so seyn muß.

L. Nun

L. Nun erkläre mir einmal alle drey Wörter.

Sch. Möglich ist, was so seyn kann, wirklich, was so ist, nothwendig, was so seyn muß.

L. Jezt will ich dir einige Dinge nennen, und du sollst mir sagen, wie jedes derselben sey, ob möglich, oder wirklich, oder nothwendig?

Eine silberne Uhr. — ?

Sch. Diese ist wirklich.

L. Ein blaues Veilchen?

Sch. Wirklich.

L. Eine blaue Rose?

Sch. Möglich.

L. Ein runder Teller?

Sch. Nothwendig.

L. Ein rundes Viereck?

Sch. Unmöglich.

L. Warmes Feuer?

Sch. Nothwendig.

L. Ein goldner Ring?

Sch. Wirklich.

L. Ein goldner Berg?

Sch. Möglich.

L. Ein silbernes Goldstück?

Sch. Unmöglich.

L. Ein runder Huth?

Sch. Wirklich.

L. Ein blühender Baum im Winter?

Sch. Möglich.

L. Ein blühender Baum im Frühlinge?

Sch. Wirklich.

L. Blaue, gelbe, rothe Pflaumen?

Sch. Wirklich.

L. Bunte Pflaumen?

Sch. Möglich.

L. Diesen Unterschied zwischen Möglich, Wirklich, und Nothwendig merkt euch ja recht, damit ihr nicht eins mit dem andern verwechselt.

Anmerk. Die gründliche Auseinandersetzung dieser Begriffe, daß nehmlich das, was Möglich seyn soll, keine sich einander widersprechende Merkmahle enthalten dürfe, muß, wie billig, für einen spätern Unterricht verspart werden.

VI.

Ich weiß auch was Ursache und Wirkung ist *)

L. Als vor einigen Wochen der Wind so heftig gieng, sah ich im Garten vor dem Thore mehrere umgeworfene und abgebrochene Bäume. Woher mochte es wohl gekommen seyn, daß einige Bäume umgeworfen oder zerbrochen waren?

Sch. Von dem Winde.

L. Wer hatte also die Bäume umgeworfen oder zerbrochen?

Sch. Der Wind.

L. Wo-

*) Verstandesübungen 1. B. S. 47 — 53.

L. Woher kommt es denn, daß es im Sommer so heiß ist?

Sch. Von der Sonne.

L. Wenn du im Winter in eine eingeheizte Stube trittst, wie ist es denn in dieser Stube?

Sch. Warm.

L. Woher kommt es, daß es im Winter in der Stube warm ist?

Sch. Von dem Einheitzen.

L. Was geschieht also in der Stube, wenn man einheizt, oder Feuer in den Ofen bringt?

Sch. Es wird warm in der Stube.

L. Nun will ich einmal diese Frage anders ausdrücken: Welche Wirkung entsteht in der Stube, wenn Feuer im Ofen ist?

Sch. Es wird warm.

L. Was muß vorher gehen, ehe es im Winter in der Stube warm werden kann?

Sch. Es muß Feuer in den Ofen gemacht worden seyn.

L. Was ist also die Ursache davon, daß es im Winter in der Stube warm wird?

Sch. Das Feuer im Ofen?

L. Und was ist die Wirkung von dem Feuer im Ofen?

Sch. Daß es warm wird.

L. Was geht vorher, ehe es in der Stube im Winter warm wird?

Sch. Das Feuer im Ofen.

L. Was folgt nach dem Anmachen des Feuers im Ofen?

Sch. Es wird warm.

L. Wie kann es ohne Feuer im Ofen, des Winters in der Stube nicht werden?

Sch. Nicht warm.

L. Wie nennt man also das, wodurch etwas anderes entsteht?

Sch. Die Ursache.

L. Und das, was durch die Ursache hervorgebracht wird?

Sch. Wirkung.

L. Welches von beyden muß eher da seyn?

Sch. Die Ursache.

L. Was bemerkst du auf allen Strassen und Dächern nach einem Regen?

Sch. Es ist naß.

L. Was ist also die Ursache von der Nässe?

Sch. Der Regen.

L. Und was ist die Wirkung von dem Regen?

Sch. Daß es naß wird.

L. Warum sagst du, der Regen ist die Ursache von der Nässe?

Sch. Weil der Regen naß macht.

L. Wenn du mit deiner Hand auf den Tisch schlägst, was hörst du da?

Sch. Einen Schall.

L. Wovon ist dieser die Wirkung?

Sch. Davon, daß ich mit der Hand aufschlage.

L. Was ist also die Ursache von dem Schalle?

Sch. Das Aufschlagen mit der Hand.

L. Wie oft hörst du also hier am Tische einen Schall?

Sch. So oft ich mit der Hand aufschlage.

L. Wie oft werden die Dächer und die Gassen naß?

Sch. So oft es regnet.

L. Wie oft wird es im Winter warm in der Stube?

Sch. So oft als eingeheizt wird.

L. Was ist also allemal damit verbunden, wenn du mit der Hand auf den Tisch schlägst?

Sch. Ein Schall.

L. Was ist immer mit dem Regen verbunden?

Sch. Das Naßwerden.

L. Was ist immer mit dem Feuer im Ofen verbunden?

Sch. Die Wärme in der Stube.

L. Wenn also zwey Dinge immer beysammen sind, so, daß eins aus dem andern erfolgt, wie nennst du da das erste?

Sch. Ursache.

L. Und das andre?

Sch. Die Wirkung.

L. Wenn wir jetzt mit einander reden, und es fällt ein Stein vom Dache, ist da unser Reden die Ursache davon, daß der Stein herunter fällt?

Sch. Nein.

L. War-

L. Warum kann das nicht seyn?

Sch. — —

L. Wenn wir auch nicht geredet hätten, was würde doch mit dem Stein geschehen seyn?

Sch. Er würde herunter gefallen seyn.

L. Warum?

Sch. Weil er nicht fest war.

L. Was thun wir aber oft hier mit einander, ohne daß ein Stein herunter fällt?

Sch. Wir reden mit einander.

L. Wenn aber allemal, so oft wir oder andere Menschen redeten, ein Stein vom Dache fiele, was könnten wir da für Ursache von dem Herunterfallen des Steins halten?

Sch. Das Reden.

L. Weil aber oft Steine vom Dache fallen, wenn auch Niemand spricht, was dürfen wir da nicht glauben?

Sch. Daß das Reden die Ursache davon sey, daß ein Stein vom Dache fällt.

L. Wenn es geregnet hat, und man sieht mehrere Frösche auf der Erde herumkriechen, so ist wohl der Regen die Ursache davon?

Sch. Nein.

L. Warum denn nicht?

Sch. — —

L. Was sieht man oft auch herumkriechen, wenn es gleich nicht geregnet hat?

Sch. Frösche.

L. Wovon kann also das Herumkriechen der Frösche die Wirkung nicht seyn?

Sch. Von dem Regen.

L. Und was kann von dem Herumkriechen der Frösche die Ursache nicht seyn?

Sch. Der Regen.

L. Wenn sich aber jedesmal nur nach dem Regen Frösche sehen ließen, und vorher nicht, wovon wäre dann das Herumkriechen der Frösche eine Wirkung?

Sch. Von dem Regen.

L. Wenn ihr also wissen wollt, ob eine Sache die Wirkung von einer andern vorhergegangenen Sache sey; so müßt ihr Achtung geben, ob diese beyden Sachen immer beisammen sind. Regen und Naßwerden, Feuer und Warmwerden ist immer beisammen. Daher ist der Regen die Ursache von dem Naßwerden und das Feuer die Ursache von dem Warmwerden. Näße ist die Wirkung von dem Regen, und die Wärme ist die Wirckung von dem Feuer. So ist es aber nicht in den angeführten Beyspielen. Oft reden Menschen, und es fällt kein Stein vom Dache. Oft sieht man Frösche und es hatte nicht vorher geregnet. Das Reden der Menschen kann also nicht die Ursache von dem Herabfallen der Steine, das Herumkriechen der Frösche kann nicht die Wirkung von dem Regen seyn. Wenn ihr so urtheilt, dann urtheilt ihr richtig, wie verständige Menschen urtheilen sollen.

Von Ursache und Wirkung.

Philipp aß auf der Hochzeit seines Bruders zu viel Kuchen, und ward davon krank.
Was war die Ursache seiner Krankheit?
Der unmässige Genuß des Kuchens.

Wir nennen also das eine Ursache, woraus etwas entsteht; dasjenige aber, was aus der Ursache entsteht, nennen wir eine Wirkung.

So war die Krankheit eine Folge oder Wirkung der Unmässigkeit; und die Unmässigkeit war die Ursache davon.

Gottlieb war zänkisch und unverträglich; darum wollten ihn seine Mitschüler zu keinem ihrer Spiele mit zulassen, und gar in ihrer Gesellschaft nicht dulden.

Gottliebs Unverträglichkeit war also Ursache, daß ihn seine Mitschüler nicht leiden konnten; und die Ausstossung von seinen Mitschülern war die Wirkung oder Folge seiner Unverträglichkeit.

Wenn die Sonne aufgeht, so wird es Tag. Der Aufgang der Sonne ist folglich die Ursach des Tages, und der Tag ist eine Wirkung von dem Aufgange der Sonne.

Nun sage mir die Wirkung des Feuers und die Ursache der Wärme; die Wirkung des Essens und Trinkens; die Ursache des Schlafs, des Rauchs und des Lichts.

Ursachen und Wirkungen.

Daß nichts in der ganzen Welt ohne Ursache ist, und jede Ursache ihre nahe oder entfernte Wirkung hat, dies hatte Heinrich in der Schule gelernt. Er wußte es, daß Ursache das ist, wodurch etwas entsteht oder hervorgebracht wird, und Wirkung, das, was aus der Ursache entsteht. Einst gieng er auf der Strasse spatzieren und sahe, daß ein Arbeitsmann mit einem Bündel Holz daher taumelte, es hinwarf und bald vor - bald rück - bald seitwärts gieng, lallte, statt zu sprechen, das Holz aufnehmen wollte und hinfiel. Seine Unmässigkeit hatte auch die Wirkungen, daß ihn jeder Verständige, der ihn da sahe, für einen unverständigen Menschen hielt; daß seine Angehörigen gewiß Mühe mit ihm haben würden; daß er Geld verbrachte — —

Heinrich kam dem Markt näher, hörte und sahe, daß eine Höckerfrau mit einer andern Person, welche jener Aepfel abgekauft hatte, sich sehr zankte, und sich einander schimpften. Er erkundigte sich bey den da stehenden Leuten nach der Ursach, und erfuhr: daß die Person jene Höckerfrau eine Betrügerin geschimpft habe; weil sie für ihr Geld nicht genug Aepfel bekommen zu haben glaubte. Hier, dachte er ist wieder Ursach und Wirkung. Das Schimpfen ist die Ursache des Zankens; das Zanken und Lärmen ist die Ursache,

war-

warum so viele Leute da stehen; daß sich die beyden Frauen ärgern, ist die Wirkung. —

In einer andern Strasse sahe er einen Knaben sehr schnell laufen und hinfallen. Das Schnellaufen war die Ursache, und das Fallen die Wirkung; diese Wirkung verursachte, daß er nun ordentlich gieng, dies hatte die Wirkung, daß er nicht fiel. —

Da Heinrich wieder zu Hause kam, bemerkte er: daß seine Schwester Louise wider ihre Gewohnheit sehr fleissig spann, er hörte bald die Ursache, nehmlich diese: die Mutter hatte Louisen versprochen, von jedem Stück Garn, das sie spinnen würde, einen Pfennig zu geben; die Pfennige sollten zusammen gesammelt, und ein Paar Pantoffeln oder ein Halstuch dafür gekauft werden. — Das versprochene Geld war die Ursache, und Louisens Fleiß die Wirkung. —

Unmässigkeit ist Ursach und krank werden die Wirkung.

Säen ist die Ursache, und erndten die Wirkung.

In der Schule Achtung geben, ist die Ursache, und Gutes lernen oder klüger werden die Wirkung.

Wenn ich andere liebe, so lieben sie mich wieder.

Wenn ich dicht auf das Buch oder auf andere Sachen sehe, dann verderbe ich mir die Augen.

Wer Böses thut, dem wiederfährt Böses. —

Ur-

Ursache und Wirkung.

Ich weiß nicht wie es zugeht, sprach Karl, ich kann es zu nichts bringen, ich bin immer verdrießlich, die Leute sind mir nicht gut, und ich werde oft gestraft. Das will ich dir sagen, antwortete Fritze: du bist kein fleissiger Arbeiter, du hast ein böses Gewissen, du bist feindselig gesinnt gegen andere Menschen, und thust oft Handlungen, welche die Obrigkeit strafen muß. Und das kann also nicht anders seyn; denn auf solche Ursachen folgen solche Wirkungen.

Die Todtenuhr.

Da pickt und klopft es schon wieder in der Wand, sagte Fritze ganz ängstlich, und seufzte; was mag das bedeuten? Was das bedeutet? antwortete die alte Kinderfrau. Daß wieder einer aus dem Hause sterben wird. Nimm dich ja in acht, Fritze. Es kann dich bedeuten. Denn das Ding in der Wand pickt und klopft einem den Tod. Daher heißt man es auch die Todtenuhr, den Todtenschmidt.

Was? sagte Fritze. Das ist denn doch wunderlich Zeug. Hat denn der Tod eine Uhr, die er da in die Wand steckt, und picken läßt, wenn einer sterben soll? Sage mir doch, Marie, wie sieht denn das Ding aus? Hat denn diese Uhr auch so schöne gelbe Räder, wie den Vater

sei-

seine? Sage mir doch, woher weißt du denn das, daß einer von dem Picken stirbt und sterben muß? Meine Eltern und Lehrer haben mir noch nichts davon gesagt. Woher weißt du es denn? Ja! das weiß ich eben nicht, erwiederte die Kinderfrau, was es für ein Ding ist, ich hab es auch niemals gesehen, aber gehört genug, und das weiß ich wohl, daß es allemal vorher gekopft und gepickt hat, wenn einer gestorben ist. Das hat mir meine Grosmutter schon vor vielen Jahren gesagt; Gott lasse sie wohl ruhen!

Hum! sagte Fritze, das ist doch eine wunderliche Sache, die ich nicht recht zusammen bringen kann. Marie! weißt du was; es kömmt mir fast eben so vor, wie mir neulich unser Lehrer, Herr Kinderlieb sagte: Kinder, sagte der liebe Mann, ich habe euch gar zu lieb, und weil ich euch so lieb habe, so bitte ich euch recht sehr, nehmet euch doch vor dem Aberglauben der Leute in Acht. Die sagen euch von manchen Dingen lauter falsche Ursachen vor, und das setzt euch in Furcht und Schrecken, was doch nichts ist. Kannst du das wohl glauben, oder sagen, Fritze, sprach er zu mir: dein Stock stehet im Winckel, jetzt regnets draussen, also ist das Schuld dran, oder es regnet davon, daß dein Stock im Winkel steht? Ich lief geschwind hin, und nahm den Stock weg; aber es regnete immer fort.

Marie, du machst es fast eben so, wie mit dem Stock in der Ecke. Es pickt

was in der Wand, darum muß einer sterben. Wenn ich das Pickding nur heraus bohren könnte, es sollte keiner sterben. Ja! das weiß ich wohl, antwortete Marie, wenn ihr Kinder erst gelehrt werdet; dann wollt ihr uns alten Leuten nicht mehr glauben. Du wirst es wohl sehen.

Siehe da, willkommen, Dorchen, sagte Fritze. Du kommst eben recht. Die Todtenuhr pickt wieder in der Wand, und Marie macht mich bange, daß davon wieder einer sterben würde. Das ist ja schön, antwortete Dorchen, das Ding hab ich lange gern hören wollen. Sie horchten. Es geht in der Wand: Pickpick, pickpick, wie eine Taschenuhr, und das Picken währt wohl eine Viertelstunde.

Fritze wird blaß, und Dorchen lacht. Du lachst? sagte Fritze, und ich möchte davon laufen. Warum denn das? erwiederte Dorchen. Weil ich mir fast vorstelle, daß ich nun sterben muß. O du armes Kind! antwortete Dorchen. Wer ist denn so grausam, dich mit solcher vergeblichen Furcht zu quälen? Höre mich, und deine Furcht soll bald vergehen. Ich freue mich, daß mir mein lieber Vater schon manches Artige aus der Natur gesagt hat, was mir wunderbar und fürchterlich war. Kind, sagte der liebe Vater, lerne ja bey Zeiten die natürlichen Dinge, Ursachen und Wirkungen, recht kennen. Du wirst dadurch vor vieler abergläubischen Furcht verwahret bleiben.

Er hat mir auch die Sache mit der Todtenuhr erklärt. Es ist ein kleines Holzwürmchen, das in der Wand im Holze steckt, und das Holz zerfrißt, welches seine Nahrung ist. Wenn es mit seinem Rüßelchen am Holze nagt, so geht das, als wenn eine Uhr pickt. Zulezt verwandelt sich das Würmchen in ein kleines fliegendes Käferchen.

Was hat das nun mit dem Tode der Menschen zu thun? Woher weiß es das, daß einer sterben werde? Hat es ihm der liebe Gott geoffenbaret? Kannst du das wohl denken, Fritze? Der liebe Gott offenbaret keinem seine Todtesstunde, am wenigsten durch das Picken eines Wurms, der sich satt frißt. So sagte der liebe Vater, und setzte hinzu: Kind, denke ja nicht, daß, wenn zwey Dinge zusammen da sind, das eine immer die Ursache von dem andern sey. Es stehet ein Komet am Himmel: es ist zu gleicher Zeit Krieg auf der Erde. Also ist der Komet davon die Ursache. Es pickt in der Wand; es stirbt just einer: also ist das Picken Schuld daran, daß er gestorben ist.

Das Ding mit dem Picken, lieber Fritze, gehet also sehr natürlich zu; und wenn auch einmal zu eben der Zeit, da es gepickt hat, jemand im Hause gestorben ist, so ist doch der Wurm und sein Picken nicht Schuld daran. Kannst du das nunmehro wohl begreifen?

Fürch-

Fürchte dich nicht mehr davor, lieber Fritze. Wenn du einmal zu uns kommst, will ich dir das Käferchen dieses Wurms weisen, wie es mein Vater an einer Nadel stecken hat.

O das freuet mich, liebes Dorchen, sagte Fritze, daß du mir meine Furcht benommen hast. Siehe da, Marie, da hast du deinen Bescheid auf deinen Aberglauben, und wir lachen dich aus.

VII.

Ich verstehe auch, was Zweck, Entzweck und Mittel ist.

L. Warum gehst du denn in die Schule?

Sch. Um Etwas zu lernen.

L. Jetzt will ich anders fragen: was willst du in der Schule?

Sch. Etwas lernen.

L. Das, was man will, nennt man auch den Zweck, den man hat. Welches ist also der Zweck den du hast, wenn du in die Schule gehst?

Sch. Ich will Etwas lernen.

L. Wie mußt du denn in der Schule seyn, wenn du etwas lernen willst?

Sch. Stille.

L. Aber manches Kind sitzt stille in der Schule und denkt indessen, wenn der Lehrer redet,

an seine Spielsachen. Wird das in der Schule etwas lernen?

Sch. Nein.

L. Warum nicht?

Sch. Weil es an seine Spielsachen denkt.

L. Woran hätte es denn denken sollen, wenn es etwas lernen wollte?

Sch. An das, was der Lehrer sagt.

L. Wie sagt man von einem solchen Kinde, das in der Schule an das denkt, was der Lehrer sagt?

Sch. Es giebt Achtung, es ist aufmerksam.

L. Wie mußt du also in der Schule seyn, wenn du etwas lernen willst?

Sch. Aufmerksam.

L. Was wird also das Mittel seyn, das man anwenden muß, wenn man etwas lernen will?

Sch. Aufmerksamkeit.

L. Welchen Zweck hast du dabey, wenn du aufmerksam bist?

Sch. Ich will etwas lernen.

L. Wie nennt man das, was man will, oder was man erreichen, erlangen will, mit einem Worte?

Sch. Zweck.

L. Und das, wodurch man einen Zweck erreicht?

Sch. Mittel.

L. Wie

L. Wie nennst du einen Menschen der etwas gelernet hat, oder etwas versteht?

Sch. Verständig.

L. Wie wünschest du auch zu werden?

Sch. Verständig.

L. Warum willst du also etwas lernen?

Sch. Damit ich verständig werde.

L. Wer nichts lernt, wie wird der nicht?

Sch. Verständig.

L. Wodurch wird man also verständig?

Sch. Dadurch, daß man etwas lernt.

L. Welches ist also der Zweck, den du bey deinem Lernen hast?

Sch. Ich will verständig werden.

L. Und welches ist das Mittel zum Verständigwerden?

Sch. Das Lernen.

L. Warum willst du denn aber verständig werden?

Sch. — —

L. Wer soll verständig werden?

Sch. Alle Menschen.

L. Was bist du auch?

Sch. Ein Mensch.

L. Wenn alle Menschen verständig werden sollen, wer soll auch verständig werden?

Sch. Ich.

L. Warum willst du also verständig werden?

Sch. Weil alle Menschen verständig werden sollen.

L. Was alle Menschen thun oder werden sollen, das ist gut, wie ist also auch das Verständig werden?

Sch. Recht und gut.

L. Warum willst du also verständig werden?

Sch. Weil es recht und gut ist.

L. Nun kann ich nicht weiter fragen, warum willst du recht und gut handeln. Das ist also der lezte Zweck. Und weil das Lezte einer Sache auch das Ende heißt, wie könntest du diesen Zweck wohl nennen? — Mache ein Wort, das aus Ende und Zweck zusammengesezt ist?

Sch. Entzweck.

L. Welches war also der erste oder nächste Zweck, warum du in der Schule aufmerksam bist?

Sch. Etwas zu lernen.

L. Welches war das Mittel, das man anwenden muß, wenn man etwas lernen will?

Sch. Aufmerksamkeit.

L. Warum willst du aber etwas lernen?

Sch. Um verständig zu werden.

L. Welches ist also der Zweck, den du bey dem Lernen hast?

Sch. Ich will verständig werden.

L. Und das Mittel dazu ist —?

Sch. Ich muß etwas lernen.

L. Verständig werden ist also ein höherer Zweck, als etwas lernen. Warum willst du aber verständig werden?

Sch. Weil es recht und gut ist.

L. Weil

L. Weil dieses der lezte Zweck ist, wie könntest du daher diesen Zweck nennen?

Sch. Entzweck.

L. Was man also durch eine Sache erreichen will das nennt man —?

Sch. Zweck.

L. Und das, wobey ich nun nicht mehr fragen kann, warum ich es will, das heißt —?

Sch. Der Entzweck.

L. Und wie nennt man das, wodurch man einen Zweck erreicht?

Sch. Mittel.

Von Mittel und Entzweck.

Albert wollte gern bald lesen lernen; er gab aber in der Schule nicht fleissig Achtung, und lernte also nicht lesen. Was wir wollen oder wünschen, das ist unser Entzweck. Albert hatte also den Entzweck lesen zu lernen.

Wodurch wir unsern Entzweck erreichen, das nennt man Mittel. Wenn Albert fleissig Achtung gegeben hätte, so hätte er seinen Entzweck erreicht; denn das Achtgeben war das Mittel dazu. Wer aber die Mittel nicht anwendet, erreicht auch seinen Entzweck nicht.

August war krank, und wollte gern wieder gesund werden; er nahm aber die Arzney nicht ein, die ihm der Arzt verschrieben hatte; und also starb er an der Krankheit.

Der Entzweck, den August hatte, war, wieder gesund zu werden. Das Mittel dazu war das Einnehmen der Arzney.

Alle gute Eltern wünschen, daß ihre Kinder verständig werden; der Unterricht in der Schule ist das Mittel dazu.

Jeder Lehrer will, daß unartige Kinder artig werden sollen; darum ermahnt und straft er sie.

Was ist die Absicht des Lehrers? und welches das Mittel?

Ein gutes Kind will von den Eltern und Lehrern geliebt seyn; darum ist es gehorsam und fleissig.

Was ist der Zweck des Kindes? welches ist das Mittel?

Ein Gärtner wünscht, daß seine Bäume gute Früchte bringen; darum wartet er sie fleissig ab.

Was ist die Absicht des Gärtners? welches ist das Mittel?

An-

Anmerkungen.

1.) Alles, was je geworden oder geschehen ist, alles, was jezt wird oder geschieht, alles, was einmal werden oder geschehen soll, muß eine von den gewordenen oder geschehenen Dinge verschiedene wirkende Ursache haben. Denn es ist ja offenbar, daß kein Ding sich selbst hervorbringen kann. —

Es ist also thöricht, wenn jemand erwartet, daß etwas werde oder geschehe, wozu keine Ursache da ist, oder, wenn jemand eine Absicht zu erreichen hoffet, ohne daß er die rechten Mittel auf die rechte Art dazu anwendet. So wäre es ja thöricht, wenn einer z. B. satt werden aber nicht essen, sehen aber die Augen nicht aufmachen, gut erndten aber den Acker nicht gehörig bestellen wollte; wenn ein Kind wünschte, daß man es liebte und daß es ihm im Alter wohl gehen möchte, aber nicht fleissig Gutes lernen, und sich nicht nach den guten Lehren richten wollte; wenn ein Kranker wieder gesund werden, aber die nöthigen Arzneymittel nicht gebrauchen wollte.

2.) Alle Dinge sind entweder Ursachen oder Wirkungen von andern Dingen; denn entweder haben sie andere Dinge hervorgebracht, oder sind von andern hervorgebracht worden. — Ein und eben dasselbe Ding ist oft, nachdem man es an-

sieht, Wirkung und Ursache zugleich: Wirkung, weil es von einem andern Dinge hervorgebracht ist: Ursache, weil es wieder andere hervorbringt. —

Das Essen, welches euch eure Eltern gegeben haben, ist Ursache eurer Sättigung, aber auch zugleich Wirkung von der Liebe, die eure Eltern gegen euch tragen, und von ihrer Fürsorge für euch. —

Daß es im Frühjahre und im Sommer draussen so warm wird, ist Wirkung der Sonne; diese Wärme, die Wirkung der Sonne; ist Mitursache, daß das Korn auf dem Lande wächst und reift; diese Wirkung der Wärme, nehmlich das Wachsen und Reifen des Korns, ist Ursache, daß wir Brod haben können; das Brod ist wiederum Ursache, daß wir uns mit Brod sättigen und nähren können. — Man kann also wie auf einer Leiter von Wirkungen zu Ursachen, und von Ursachen zu Wirkungen herauf und heruntersteigen. Wenn man aber auch alle mögliche Ursachen erforschte, so müßte man doch am Ende bey einer einzigen stehen bleiben, welche die erste Ursache von allen ist, und diese erste Ursache ist Gott.

3.) Zu einer Wirkung werden oft mehrere Dinge erfordert, welche zusammen die Ursache dieser Wirkung ausmachen. Z. B.

Wenn gute Früchte auf dem Acker wachsen sollen, so muß er gut gepflegt und mit guten Samen

men beſäet werden; dann iſt auch noch Wärme, genugſame Feuchtigkeit, Wind ꝛc. zum Wachsthum nöthig. —

Wenn es einem Kinde wohl gehen ſoll, ſo muß es was gutes gelernt haben, und das Gute auch fleiſſig ſuchen zu vollbringen —

Erwarte alſo keine Wirkung, ehe du weißt, daß alle Dinge da ſind, welche erfordert werden, um die Wirkung hervorzubringen. Willſt du eine Abſicht erreichen, ſo gieb Acht, daß du es an keinem dazu nöthigen Mittel fehlen läſſeſt.

4.) Eine und eben dieſelbe Wirkung kann oft von ganz verſchiedenen Urſachen herrühren.

Z. B. Man kann Kopfſchmerzen kriegen, von zu vieler Kopfanſtrengung, von Verkältung, von zu vielem Eſſen und Trinken ꝛc. —

Daß die Früchte auf dem Acker dünne ſtehen, kann von zu groſer Dürre, von zu vieler Feuchtigkeit, von vielem Ungeziefer, oder noch aus andern Urſachen herkommen — Schlieſſe alſo ja nicht voreilig von einer Wirkung, daß dies oder jenes davon gewiß die Urſache ſey.

5.) Ein und eben daſſelbe Ding kann oft verſchiedene Wirkungen hervorbringen. Z. B.

Peter und Georg wurden beyde geſtrafet, weil ſie Böſes gethan hatten; Peter ward durch die Strafe gebeſſert, Georg noch mehr verſchlimmert. —

Johann ließ sich zur Ader, und seine Krankheit wurde dadurch vermindert; Heinrich ließ sich auch zur Ader, und seine Krankheit wurde dadurch noch schlimmer.

Nicolaus brachte brav Pferdemist in seinen Garten, und die Früchte wuchsen darin gut; Wilhelm thats auch, und verdarb dadurch seinen Garten. — Woher kam das? Daher, weil die Gemüther der Knaben, die Krankheiten, die Gärten von verschiedener Beschaffenheit waren —

Ehe du also schliessest, daß dasjenige, was eine gewisse Wirkung in dem einen Falle hervorgebracht hat, dieselbe Wirkung auch in dem andern hervorbringen werde, mußt du wohl acht geben, ob die beyden Fälle auch von gleicher Beschaffenheit sind.

6.) Zwey oder mehrere Dinge können oft, auch wohl immer zusammen eintreffen, oder auf einander folgen, ohne daß doch das eine die Ursache von dem andern ist. Z. B.

Wenn die Vögel nisten, so quacken die Frösche, und die Leute fangen an, die Gärten zu bearbeiten; wenn man erndtet so sind auch gewöhnlich die Bohnen zeitig, und der Kukuk ruft nicht mehr. Hier ist das eine gar nicht die Ursache des andern. Eben so wenig ist auch in den folgenden das eine die Ursache oder der Vorbote des andern:

Wo die Elstern nisten, oder die Eulen schreyen, wo die Hühner plötzlich krähen, oder kleine Eyer ohne harte Schalen (Windeyer) legen, wo der Maulwurf in einer Kammer einen Haufen aufwirft, da stirbt oft einer. Auf ein starkes Nordlicht, wo es durcheinanderstrahlt, als wenn Soldaten mit feurigen Schwerdtern herumliefen, folgen wohl hie und da Kriege — Daß also zwey Dinge zusammen eintreffen, oder auf einander folgen, giebt dir noch keinen gewissen Grund, das eine für die Ursache des andern zu halten. Zwischen Ursache und Folge ist durchaus nothwendig ein gewisser Zusammenhang aus dem sich erklären läßt, wie die Folge aus der Ursache entsteht.

Gesetzt du schreibst einen Brief an einen guten Freund, und erhältst nachgehends von ihm wieder einen, worinn er dir antwortet, so ist diese Antwort die Folge von deinem Briefe, kannst du mir nun aber den Zusammenhang angeben?

Sch. O ja mein Brief war die Ursache. Ich schickte ihn ab, er kam an, setzte sich hin, und schrieb wieder und da entsteht denn die Antwort oder die Folge; das hängt recht gut zusammen.

Gut. Ein Arzt giebt seinem Kranken Medizin und er wird davon gesund. Wie hängt das zusammen? Weißt du es?

Sch. So ziemlich. Der Kranke genoß die Arzney, sie konnte daher innerlich auf seinen Körper wirken und ihn gesund machen.

Gut. Noch ein Beyspiel. Deine Hände sind voll von Warzen, ich nehme einen seidenen Faden, mache so viel Knoten hinein, als du Warzen hast, und vergrabe ihn so unter die Dachtraufe. So wie dieser Faden verfault, so sterben auch deine Warzen ab. Der faulende Faden ist hier die Ursache; und die Folge? — das Absterben der Warzen! Nun sag an, was meynst du?

Sch. Ich wenigstens sehe hier keinen Zusammenhang.

Ich will immer noch mehr Beyspiele anführen, denn daran wirst du dich am besten üben können Gieb acht!

Ein Kranker hat das Fieber, da giebt ihm der Arzt Medizin, z. B. eine, die China heist und für das Fieber gut ist; der Kranke wird gesund. Ist Zusammenhang darinnen?

Sch. Ey ja wohl! die China kommt in den Magen, und da wirkt sie.

Ein anderer will auch das Fieber kuriren, da legt er sich über den Kranken her und murmelt in einem weg Abra cadabra, abracadabra. Davon wird der Kranke gesund. Nu was meynst du?

Sch. Ey das glaube ein anderer! Ich sehe gar nicht ein, wie das helfen soll.

Wieder ein anderer, schreibt abracadabra auf einen Zettel und hängts dem Kranken auf die Brust. Davon wird der Kranke gesund! Nu, was meynst du?

Sch. Ich habs ja schon gesagt, daß ich dies nicht glauben kann.

Ein anderer will gerne reich werden, da arbeitet er aus allen Kräften und erwirbt sich Geld.

Sch. Daran thut er wohl! das glaub ich auch!

Wieder ein anderer, der auch reich werden will, gehet in der Weihnachtsnacht hin, murmelt einige Gebete und schneidet sich stillschweigend einen gabelförmigen Zweig von einer Staude; nennt das Ding eine Wünschelruthe, faßt sie in beyde Hände, und glaubt steif und fest, daß ihm dieselbe jeden Ort anzeigen wird, wo ein Schatz in der Erde verborgen ist.

Sch. Ey du lieber Himmel, wie einfältig!

Ich muß aufhören, ob ich dir gleich noch tausend Beyspiele anführen könnte. Fasse dich jetzt und antworte mir! —

Warum glaubtest du die Kur des Fiebers durch China; das Reichwerden durch Fleiß und Arbeit?

Sch. Ich habe es ja schon gesagt, man darf nur ein bischen darüber nachdenken, so sieht man ja ordentlich, daß Zusammenhang da ist, daß die Ursache die Folge hervorbringt.

Gut! du hast recht geantwortet. Ferner:

Warum glaubst du nicht die Kur der Warzen durch Seidenfaden, des Fiebers durch abracadabra? Warum glaubst du nicht das Reichwerden vermittelst der Wünschelruthe?

Sch.

Sch. Deswegen weil der Seidenfaden, das Abracadabra und die Wünschelruthe nicht Ursache von einer solchen Folge seyn können. Es ist ja auch kein bischen Zusammenhang zwischen beyden, wie kann ich denn das glauben?

Es giebt aber doch Millionen Leute die das glauben?

Sch. Warum nicht gar!

Ja, ja, so ists!

Sch. I nun meinetwegen; aber die müssen auch sehr einfältig und leichtgläubig seyn.

Ja freylich! abergläubisch nennt man sie; hüte dich ja, daß du dich nicht von ihnen verführen läßest!

Sch. Das werde ich wohl bleiben lassen! Ich weiß schon wie ichs machen will.

Nu, wie denn?

Sch. Ich glaube nichts, gar nichts! wenn ich nicht die Ursache und Folge mit ihrem Zusammenhange sehe.

Liebes Kind, du verirrst dich sehr!

Sch. So? — aber —

Alle Dinge und Begebenheiten, die um dich sind und geschehen, sind — Folgen von Ursachen, das weißt du schon, aber kann man denn die Ursachen immer finden? — he?

Sch. Hm! — Ja so, daran dacht ich nicht. Man kann nicht von allen Dingen die Ursachen finden, denn tausend Umstände verhindern uns oft daran.

Und wenn man das nicht kann, wird man dennoch Zusammenhang zwischen ihnen und den Folgen finden können?

Sch. Nun sehe ichs wohl, daß es nicht gehet. Aber, was soll ich denn da machen, daß ich mich nicht von abergläubischen Leuten verführen lasse, und abergläubische Dinge glaube?

Mußt dich mit der Natur und allen Sachen bekannt machen, die durch ihre Wirkungen geschehen.

O liebes Kind, eine goldne Regel, fasse sie tief in dein Gedächtniß; wenn du sie befolgst, dann wird dich dein Verstand nie, nie so sehr sinken lassen, daß du an abergläubischen Dingen Gefallen finden solltest. —

7) Es bringt oft den Menschen großen Schaden, ja es kostet ihnen oft sogar das Leben, wenn sie sich nicht um die Erkenntniß der Ursachen und Wirkungen bemühen, oder so thöricht und eigensinnig sind, daß sie die Wirkung haben wollen, aber die Ursache oder Mittel sich nicht wollen gefallen lassen. Z. B.

Peter glaubte, es stärke den Magen, wenn er täglich Brantwein tränke; er trank Brantwein, aber das schwächte seinen Magen noch immer mehr. —

Gesina sagte zu ihrem Manne, der ein hitziges Fieber hatte: Du mußt dreist essen, und brav altes Bier trinken, damit du nicht ganz von

Kräf-

Kräften kömmst. Er thats, ward aber immer schwächer und kränker. —

Als Fritze krank war, wollte er die Medizin nicht nehmen, die ihm ein kluger Doktor vorgeschrieben. So mußt du sterben, sagte der Doktor; und er starb auch in wenig Tagen. —

Ein anderer, der die nemliche Krankheit noch stärker hatte, und die Medizin ordentlich einnahm, ward wieder gesund. —

Noch einige Aufgaben um die Schüler dabey im Bemerken und Nachdenken noch mehr zu üben.

Z. B. Peter lernt mehr Gutes in der Schule als die andern Kinder; was kann davon die Ursache seyn? —

Georg wünscht von seinen guten Eltern geliebt zu werden; welche Mittel muß er dazu anwenden? —

Hermann war krank, nahm ein Brechpulver, das half ihm; kann der kranke Conrad gleich denken, daß ein Brechpulver ihm auch helfen werde? —

Einer schlägt dir etwas ab, worum du ihn gebeten; kannst du nun gleich denken, daß er dir nicht gut sey? — ꝛc. ꝛc.

VIII.

VIII.

Ich soll über das, was ich sehe und höre nachdenken und dadurch immer verständiger werden.

L. Wie heissen die beyden ersten Worte dieses Satzes?

Sch. Ich soll.

L. Wenn dein Vater oder deine Mutter zu dir spricht, das sollst du thun, bitten sie dich da um etwas?

Sch. Nein, sie befehlen es mir.

L. Wie kannst du daher auch alles das, was sie dir befehlen oder verbieten, mit einem Worte nennen?

Sch. Befehl, Gebot.

L. Wer giebt den Kindern gewisse Gebote?

Sch. Die Eltern.

L. Und wer den Schülern?

Sch. Die Lehrer.

L. Wer sagt also Kindern und Schülern, was sie thun sollen?

Sch. Die Eltern und Lehrer.

L. Wenn nun aber die Kinder erwachsen sind und nicht mehr in die Schule gehen, wer sagt ihnen dann nicht mehr, was sie thun sollen?

Sch. Die Eltern und Lehrer.

L. Wer wird ihnen alsdann sagen, was sie thun sollen?

Sch. Niemand.

L. Dann können sie wohl thun, was sie wollen?

Sch. — —

L. Wer sagt es denn den Eltern und Lehrern, was sie ihren Kindern zu thun oder zu lassen heissen sollen?

Sch. Sie sagen es sich selbst.

L. Wer wird also den Kindern und Schülern sagen, wenn sie erwachsen sind, was sie thun sollen?

Sch. Sie sich selbst.

L. Soll denn der Mensch thun, was unrecht und böse ist?

Sch. Nein, das soll er nicht thun.

L. Sondern was denn?

Sch. Was recht und gut ist.

L. Was wird aber der Mensch thun müssen, um zu erfahren, was recht und gut ist?

Sch. Nachdenken.

L. Weißt du, wie das heißt, womit man nachdenken kann?

Sch. Die Vernunft.

L. Wer sagt also den Menschen, was recht und gut ist?

Sch. Ihre Vernunft.

L. Was steht nun in unserm Satze, was du thun sollst?

Sch. Ich soll über das, was ich sehe und höre nachdenken.

L. Wenn du zum Beyspiel ein Haus siehst,

und

und du denkst darüber nach, wie machst du es denn da?

Sch. — —

L. Kann das Haus von sich selbst entstanden seyn?

Sch. Nein; es muß von Jemand gebauet seyn.

L. Wenn du nun bey dem Hause denkst, daß es von Jemanden gebauet ist, was hast du über das Haus gethan?

Sch. Ich habe darüber nachgedacht.

L. Wer kann nur ein Haus bauen.

Sch. Menschen.

L. Wenn du also ein Haus siehst und du denkst: Menschen können nur ein Haus bauen, was hast du auch da gethan?

Sch. Nachgedacht.

L. Wozu ist denn ein Haus da?

Sch. Daß Menschen darinnen wohnen sollen.

L. Wenn du nun denkst: ein Haus ist deswegen da, daß Menschen darinnen wohnen sollen, was hast du auch da über das Haus gethan?

Sch. Ich habe darüber nachgedacht.

L. Worüber sollst du denn nachdenken?

Sch. Ueber alles, was ich sehe und höre.

L. Wenn du einen Baum siehst, was kannst du auch darüber thun?

Sch. Darüber nachdenken.

L. Wie willst du das machen?

Sch. — —

L. Ist der Baum auch von Menschen gebauet, wie ein Haus?

Sch. Nein, er ist gewachsen.

L. Was mußte denn der Gärtner vorher thun, ehe der Baum wachsen konnte?

Sch. Er mußte ihn pflanzen.

L. Aber wo bekam er denn das junge Bäumchen her, das er pflanzte?

Sch. Aus der Erde.

L. Wie war es denn dahin gekommen?

Sch. Es war gesäet worden.

L. Was muß man denn säen, wenn man z. B. Kirschbäume haben will?

Sch. Kirschkerne.

L. Und wenn man Pflaumenbäume haben will?

Sch. Pflaumenkerne.

L. Was entstehet denn nach und nach aus dem Obstkerne, den man in die Erde gelegt hat?

Sch. Ein kleines Bäumchen.

L. Dieses Bäumchen würde aber wilde und unschmackhafte Früchte tragen, wenn es nicht der Gärtner veredelte. Wie er dieß macht, will ich euch ein andermal sagen. Wer nun einen Baum nicht blos ansiehet, sondern dabey denkt: wie der Baum entstanden ist, was thut der über den Baum?

Sch. Er denkt darüber nach.

L. Was macht man mit den Früchten des Obstbaumes?

Sch. Man ißt sie.

L. Wo-

L. Wozu werden die Bäume gepflanzt?

Sch. Das sie Früchte tragen sollen.

L. Wenn der Baum nicht mehr Früchte trägt, was macht man alsdann mit demselben?

Sch. Man verbrennt sie.

L. Wenn du also bey einem Baume denkst, wie er entstanden und wozu er da ist, was kannst du denn von dir sagen?

Sch. Ich habe über den Baum nachgedacht.

L. Wer nun über alles nachdenkt, wie wird der dadurch?

Sch. Verständiger.

L. Wovon kommt das Wort verständig her?

Sch. Vom Verstehen.

L. Wer eine Sache versteht, der weiß vieles von der Sache, was ein andrer nicht weiß. Und wer nun viel versteht, wie nennt man den?

Sch. Verständig.

L. Wie willst du es aber anfangen, damit du verständig werdest?

Sch. Ich will über alles nachdenken.

Dolz.

IX.

Einleituug zur Erkenntniß vom Daseyn Gottes, von der Liebe und Fürsorge der Eltern.

1.) Was meynst du, sollten deine Eltern dich wohl lieb haben? Kannst du dies wohl oft bemerken? Woran kannst du's wohl bemerken? Sie geben dir vieles: was geben sie dir denn wohl? Essen, Trinken, Kleider und alles, was du brauchst. — —

Haben sie heute erst angefangen, dir alles zu geben? Wann denn schon? So haben sie allezeit gütig für dich geforget und sorgen noch gütig für dich? Müssen sie dich also nicht recht lieb haben? Verdienen sie es denn nicht wohl, daß du sie wieder recht lieb hast? Ach ja, wer wollte seine lieben Eltern nicht gern wieder lieb haben.

2.) Aber solltest du es noch sonst an etwas merken können, daß deine Eltern dich lieb haben, als weil sie dir vieles geben? Warum schicken deine Eltern dich in die Schule? Recht, daß du was Gutes lernen sollst. Ist dir das nützlich, wenn du was Gutes lernest? Ja wohl ist dir das nützlich. Wenn du Gutes lernest, und auch darnach thust, so wird es dir allezeit wohlgehen, und darum schicken dich deine Eltern in die Schule. So kannst du es auch wohl hieran merken, daß sie dich lieb haben? Wenn du nun in der

Schu-

Schule nicht fleissig lerntest, sollte ihnen das wohlgefallen? Hättest du sie dann wohl recht lieb? Wenn du aber in der Schule recht aufmerksam gewesen bist, was werden deine Eltern darüber empfinden? Wenn du also deine Eltern wirklich lieb hast, wie wirst du da in der Schule seyn?

3.) Sagen deine Eltern nicht wohl zuweilen: Thue das! Dann gebieten sie dir etwas. Sollten sie dir etwas gebieten oder befehlen, das dir schädlich ist? Was gebieten sie dir denn wohl? -- Sagen sie nicht auch wohl: Thu das nicht! Laß es bleiben! Dann verbieten sie dir etwas. Sollten sie dir wohl verbieten, was dir nützlich ist? Was denn? Meynst du wohl, daß sie dir so das Nützliche gebieten und das Schädliche verbieten würden, wenn sie dich nicht lieb hätten? So kannst du es auch daran wissen, daß sie dich lieb haben, weil sie dir das Nützliche gebieten und das Schädliche verbieten? Aber weißt du das denn nicht selbst so gut als sie, was dir nützlich oder schädlich ist? Wäre es denn klug von dir, wenn du nicht thätest, was sie dir gebieten? Das wäre Ungehorsam.

4.) Was thun deine Eltern wohl, wenn du ungehorsam bist? Warum strafen sie dich denn? So müssen sie es doch wohl herzlich gerne haben wollen, daß du ein gutes Kind werdest? Kannst du nun nicht auch wohl an dem Strafen merken, daß sie dich lieb haben? Zeigst du denn wohl, daß du sie lieb hast, wenn du sie durch

Ungehorsam dazu zwingst, daß sie dich strafen müssen? —

5.) Sollte es deinen Eltern auch wohl viel Sorge und Arbeit kosten, um dir alles geben zu können, was du brauchst? Ja, sie müssen oft recht sauer arbeiten, können wohl zuweilen wegen Sorgen um deinetwillen nicht schlafen, und entziehen sich auch wohl oft, was sie selbst gern hätten, um dir es zu geben. Könntest du ihnen auch wohl ihre Sorge und Mühe etwas erleichtern? Wie denn? — Recht, wenn du dich gut aufführest, und ihnen so fleissig hilfst, als du nur kannst. —

Von der Nothwendigkeit der Hülfe anderer Menschen.

Was meynst du: Wenn du deinen Eltern fleissig arbeiten hilfst, solltet ihr euch wohl selbst alles verschaffen können, was ihr brauchet? oder sollen noch wohl andere Leute dazu helfen müssen? O ja viele andere Leute müssen dazu helfen. Lasset uns einmal nachdenken, welche alle dazu helfen müssen, daß du Brod zu essen kriegst? Wer mahlt das Korn? Wer baut die Mühlen? Wer macht das Eisen an der Mühle? Wer macht die Kornsäcke? Wer macht die Leinewand? Wer den Weberstuhl? Wer das Spinnrad? den Haspel? Die Hechel, worauf der Flachs gehechelt wird? ꝛc. —

Du siehst also wohl, daß viele Leute helfen müssen, wenn du Brod haben willst. Sollte es denn nicht recht gut seyn, daß viele Leute bey einander wohnen? Ist es nicht billig, daß du andern gern wieder hilfst, da so viele dir helfen? Ein Dienst ist des andern werth. Hilf andern gern, so helfen sie dir gern wieder. —

Von der Unzulänglichkeit des Bestrebens der Menschen sich das Nöthige zu verschaffen.

Wenn aber alle Menschen einander recht fleissig helfen, so werden sie sich wohl alles verschaffen können, was sie nöthig haben? Was meynst du? Nun wir wollen darüber nachdenken, ob sie wohl alles thun können, was dazu gehört, daß sie z. B. Brod zu essen haben.

a) Was können die Menschen wohl dazu thun, daß Korn auf dem Felde wachse? Recht, sie können es säen; aber kann das Säen was helfen, wenn es nicht aufgeht, wächst und reif wird? Sollten nun wohl die Menschen das auch machen können? Was muß es für Wetter seyn, wenn das Korn wachsen und gut gerathen soll? Können die Menschen das Wetter machen? —

b) Wenn das Korn reif ist, so können es die Menschen wohl abschneiden und nach Hause fahren; aber können sie wohl das Eisen zu der

Sense machen? womit das Korn abgeschnitten wird? Können sie das Holz zum Wagen wachsen lassen? Können sie solche Pferde aus Erde backen, oder aus Holz schnitzen, die den Wagen ziehen?

c) Wenn die Menschen das Korn zu Hause haben, so können sie es dreschen und in Säcke thun; aber können sie denn das Holz zum Hause, zu den Dreschflegeln, den Flachs zu den Säcken wachsen machen?

d) Menschen können das Korn in Säcken zu der Mühle fahren, und Mühlen bauen; aber können sie auch das Holz, die Steine, das Eisen zu den Mühlen hervorbringen? Können sie die Mühlenbäche so mit Wasser füllen, oder einen so starken Wind erwecken, daß eine Mühle davon gehen kann?

e) Wenn Menschen Mehl zu Hause haben, so können sie Brod davon backen; aber können sie auch den Lehm hervorbringen, woraus die Steine zum Backofen gemacht sind? Können sie das Wasser hervorbringen, das sie zum Säuern haben müssen? Können sie so Feuer im Holz und Torf einschliessen, daß es heraus kömmt, wenn sie den Ofen damit heitzen wollen?

f) Menschen können wohl draussen arbeiten, wenns hell und nicht kalt ist; aber sollten sie auch wohl die Sonne haben an den Himmel setzen können, die so ordentlich auf- und untergeht, und ihnen Licht und Wärme giebt? — — —

So giebt es noch tausend andere Dinge, die nothwendig da seyn oder geschehen müssen, damit wir Brod haben, und die keine Menschen zu machen oder zu thun im Stande sind. —

Ich soll mässig essen und trinken.

(Siehe die 27. Erzählung in der ersten Abtheilung.)

L. Wie kam es denn, daß Franz krank wurde?
Sch. Er hatte zu viel gegessen und getrunken.
L. Weswegen ißt man denn?
Sch. Um den Hunger zu stillen.
L. Wenn nun durch Essen der Hunger gestillt ist, was soll man alsdenn thun?
Sch. Aufhören zu essen.
L. Wer dieses Maas im Essen und Trinken beobachtet, wie nennt man den?
Sch. Mässig.
L. Wer aber dieses Maas im Essen nicht hält, wer noch mehr Speise zu sich nimmt, als bis sein Hunger gestillt, den nennt man —?
Sch. Unmässig.
L. Welcher von den beyden Knaben war mässig?
Sch. August.
L. Warum glaubst du das?
Sch. Weil er nicht mehr aß, als bis er satt war.

L. Wie

L. Wie soll jeder Mensch bey dem Essen und Trinken seyn?

Sch. Mäßig.

L. Wer sagt den Menschen, was sie thun sollen? Du hast es mir lezthin schon gesagt?

Sch. Ihre Vernunft.

L. Wie ist alles das, was dem Menschen seine Vernunft thun heißt?

Sch. Recht und gut.

L. Warum soll man also mäßig seyn?

Sch. Weil es recht und gut ist.

L. Was der Mensch thun soll, oder was recht und gut ist, das nennt man auch Pflicht. Was ist also mäßig seyn für die Menschen?

Sch. Pflicht.

L. Warum soll der Mensch mäßig seyn?

Sch. Weil es Pflicht ist.

L. Was zog sich Franz durch seine Unmäßigkeit zu?

Sch. Krankheit.

L. Wohin konnte er nun den andern Tag nicht gehen, wohin August gieng?

Sch. In die Schule.

L. Wenn er aber auch gewußt hätte, er würde nicht krank werden, wie hätte er doch essen sollen?

Sch. Mäßig.

L. Warum?

Sch. Weil es Pflicht ist.

L. Wie kam es aber Franzen vor, als er recht viel essen konnte?

Sch.

Sch. Angenehm.

L. Wie handelte aber Franz nicht, als er zu viel aß?

Sch. Recht und gut.

L. Welches von beyden soll man thun, das, was uns angenehm ist, oder das, was recht und gut ist?

Sch. Das, was recht und gut ist.

L. Wer befiehlt uns das zu thun, was recht und gut ist?

Sch. Die Vernunft.

L. Wenn du also das thust, was recht und gut ist, wem gehorchst du da?

Sch. Der Vernunft.

L. Haben die Thiere auch Vernunft?

Sch. Nein.

L. Wer hat nur Vernunft?

Sch. Nur die Menschen.

L. Wodurch ist also der Mensch mehr, als ein Thier?

Sch. Weil er Vernunft hat.

L. Was thut aber das Thier, wenn es hungrig ist, eben so wohl als der Mensch?

Sch. Es ißt.

L. Was nöthigt aber das Thier zum Essen?

Sch. Der Hunger.

L. Wenn das Thier ißt, trinkt oder schläft, dann sagt man von ihm: Es folgt seinen Naturtrieben. Es ist so eingerichtet, daß es essen,

trin-

trinken, schlafen muß. Wenn der Mensch ißt und trinkt, wem folgt er auch da? so wie die Thiere?

Sch. Seinen Naturtrieben.

L. Wenn das Thier satt ist, was thut es da?

Sch. Es hört auf zu essen.

L. Denkt das Thier etwa: Nun bin ich satt, nun will ich aufhören zu essen?

Sch. Nein.

L. Warum kann es nicht so denken?

Sch. Weil es keine Vernunft hat.

L. Wem folgt auch das Thier, wenn es aufhört zu essen?

Sch. Seinen Trieben.

L. Wer kann aber denken: nun bin ich satt, nun will ich aufhören zu essen?

Sch. Der Mensch.

L. Womit kannst du so denken?

Sch. Mit meiner Vernunft.

L. Wie kann man dich dann nennen, weil du nicht mehr issest und trinkest, als du essen darfst?

Sch. Mässig.

L. Wie willst du also immer essen und trinken?

Sch. Mässig.

L. Wann mußt du aufhören zu essen und zu trinken?

Sch. Wenn ich satt bin.

L. Wer so lange ißt und trinkt, bis er nicht

mehr

mehr essen und trinken kann, wie nennt man den?

Sch. Unmässig.

L. Wie handelt ein unmässiger Mensch nicht?

Sch. Nicht recht und gut.

L. Wer sich schon als Kind gewöhnt, mässig zu essen und zu trinken, dem wird es in der Folge leicht werden, immer mässig zu seyn.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Klinger, Johann Siegmund,

Die geöffnete Schule für das erste Jugend-Alter

Hof 1800

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.18
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11108518-2
VD18 1239047X-001